Memoiren

der

Lola Montez

(Gräfin v. Landsfeld).

Fünfter Band.

Berlin, 1851.

Druck und Verlag von Carl Schultze's Buchdruckerei.
Breite Straße 30.

Achtundneunzigstes Kapitel.

Das heilige Thor.

Der Mann mit den Wachskerzen. — Die Franzosen vor dem Kreml. Der Stab Iwan des Schrecklichen. — Das zerbrochene polnische Scepter. — Historischer Plunder.

Der Kreml von Moskau ist ein so riesiges, so merkwürdiges Felsengebäude, daß man, bei einem kurzen Aufenthalt in dieser Stadt, es jeden Tag betrachten muß, um den Eindruck ganz mit hinweg zu nehmen, den es auf den Beschauer hervorbringt. Der Russe blickt in religiöser Ehrfurcht zu dieser alten Burg hinauf, wie der Indier in der heiligen Stadt Benares in seinen Ganges schaut, ihn kümmert nicht das Entsetzliche, was zwischen diesen gewaltigen Steinmassen vorgegangen ist, genug, seine alten Czaren haben darin gewohnt, und er vermag den Schleier nicht zu heben, welcher der Nimbus dieser ihm so heiligen Stätte ist. Demüthig, die Mütze in der Hand, das Haupt gebeugt, ein Gebet auf den sich leise bewegenden Lippen, schreitet er durch das heilige Thor, welches zum Kreml führt, das Spass worota, Erlöserthor genannt. Ich stand selbst eine gute Weile da und betrachtete mir das verwitterte Bild an dem Thurme des Thores, welches in einem

Glaskasten steht. Vor dem Bilde hängt eine kolossale Messinglampe an einer eben so kolossalen eisernen Kette, an welcher die Lampe hinab- und hinaufgewunden wird. Bei diesem Christusbilde, welches uralt und hinter seinem blinden Glasfenster gar nicht zu erkennen ist, sitzt ein Wächter, welcher auf einem neben sich stehenden Tische Wachskerzen verkauft, wenn Einer der Passirenden eine solche dem Erlöser anzünden will.

Einige, mit denen ich über das Christusbild sprach, behaupteten, daß es ein solches gar nicht, sondern das Bild eines Czaren sei, aber genug, der gemeine Mann hält es dafür und blickt mit frommer Ehrfurcht zu dem Kasten empor, als wäre es der Erlöser selbst. Ich sah übrigens alle Leute, welche dieses heilige Thor passirten, ohne Ausnahme den Hut vor dem Bilde ziehen, und wollte dieses Jemand, welchem Glauben er übrigens auch angehören mag, vergessen, so würde ihn der Thurmwächter augenblicklich an den Zoll der Ehrfurcht erinnern, welcher hier der Sitte nach von einem Jeden gefordert wird.

Ich unterhielt mich mit dem alten Manne hinter seinem Tischchen eine ziemlich lange Zeit, natürlich war er ein ächter National-Russe, und ich mußte mich, da ich der russischen Sprache, bis auf einige wenige Vocabeln, nicht mächtig war, meines Begleiters als Dolmetscher bedienen.

Wie lief der Mund des Russen von den vielen Legenden über, welche er jetzt mit frommer Geschwätzigkeit erzählte. So reich an Sagen ist die ganze alte griechische Geschichte nicht, als dieses heilige Thor des Kreml's. Ich habe in Indien, in Spanien, selbst in dem aufgeklärten Frankreich einen Aberglauben, eine Einfalt gefunden, welche mich theils mit Entsetzen, theils mit Staunen erfüllt hat, aber nirgend ist mir der Aberglaube in einer solchen crassen Gestalt wie in Rußland

begegnet, nirgends habe ich so viel fromme Einfalt wie hier gefunden.

Der fromme Christuswächter am heiligen Thore des Kreml's zu Moskau erzählte Wunderdinge, die Verbrechen mit der Glorie heiligen Eifers umhüllten. Welche Dinge, welche Gräuelthaten, welche Gott entwürdigende Schändlichkeiten hat dieses Thor, dieses Bild an seinem Thurme gesehen! gleichviel — es ist und bleibt ein heiliges Thor.

Merkwürdig klingt das, was der Russe von der Zeit Napoleons erzählte.

Dieser nämlich wollte das Heiligenbild aus dem Glaskasten nehmen, wahrscheinlich, um zu untersuchen, ob es Gold habe. Kaum aber hatte man die Leiter bestiegen, als sie mitten durchbrach, und die Tempelräuber mit verschiedenen Rippen ihre verwegene Gotteslästerung büßen mußten. Nun nahm man, wüthend und voll Rache gegen das Christusbild eine andere Leiter, aber auch diese brach, und obgleich sie eine dritte und vierte nahmen, es half ihnen Alles nichts, sie brachen jedesmal unter der Last der Franzosen zusammen. Natürlich stritt die Gottheit selbst für sich vom heiligen Thore herab. Nun aber kannte die ohnmächtige Wuth der Franzosen keine Grenzen, sie schossen nach dem heiligen Bilde oder vielmehr sie wollten schießen, denn so oft sie auch luden, das Pulver war wie Wasser. Da sie sahen, daß es mit den Gewehren nicht ging, holten sie eine mächtige Kanone herbei und machten ein großes Feuer über dem Zündloche an, wenn etwa das Pulver ähnliche Mucken wie bei den Gewehren zeigen wollte. Diesmal fing es Feuer, aber die Franzosen kamen demungeachtet nicht zum Ziele. Die Kanone platzte und die frevelhaften Kanoniere lagen zerstückt unter ihren Trümmern.

Nun ließen die Franzosen das wunderthätige Heiligenbild in Ruhe und zogen bestürzt von dannen.

Es ist übrigens diese Geschichte nicht die einzige, welche man aus dem Jahre 1812 erzählt, und es ist wahrlich höchst interessant, die Ansicht des russischen Volkes über den Feldzug Napoleons zu hören. Man glaubt, diesen an sich schon wunderreichen Feldzug uud sicher die merkwürdigste, einflußreichste und bedeutsamste Begebenheit des 19. Jahrhunderts in eine vollkommene Wunder- und Sagengeschichte übersetzt zu hören. Die Russen haben übrigens Recht mit dieser märchenhaften Tradition einer fast unter ihren Augen vorgefallenen Geschichte — denn welch eine Zukunft knüpfte und knüpft sich für sie noch an die Niederlage des Riesen auf den russischen Schneesteppen?

Ein zweites Thor des Kreml hat ebenfalls einen Heiligen, nach welchem es heißt, über seinem Eingange und zwar den heiligen Nikolaus. Hier gehen die Leute, ohne den Hut oder die Mütze zu ziehen, ein und aus, es muß also wohl nicht für ganz so heilig wie das andere Thor gehalten werden. An diesem Thore ist die Spur eines Risses, welcher durch eine besondere Farbe ausgezeichnet ist, sichtbar. Er entstand durch Napoleons auffliegende Pulverfässer. Der Kreml mit seinen heiligen Thoren war dem Untergange geweiht, aber die ungeheure Pulvermasse war doch noch zu gering, und brachte bei dem gigantischen Gebäude keine andere Wirkung, als einen fast unbedeutenden Riß hervor, welcher nun an dem Thore des heiligen Nikolai noch sichtbar ist.

Den armen Franzosen ist es überhaupt sehr übel in Moskau ergangen, nicht allein das Feuer hat ihnen so schlimme Streiche gemacht.

Die Russen haben wahrlich Recht, irgend ein unsichtbarer

Geist hat die Franzosen in Moskau mit Blindheit geschlagen. Dinge von unschätzbarem Werthe übersahen sie und andere werthlose Sachen nahmen sie mit großem Müheaufwande von ihrer Stelle. So hielten sie, wie man mir erzählt hat, das große Kreuz auf dem Kreml, welches nur übergoldet war, für massives Gold und nahmen es fort, während ein kleineres von wirklichem Golde, nicht weit davon auf einem andern Thurme, unbeachtet blieb. So ging es ihnen auch oft mit den Heiligenbildern und Kirchengeräthen.

Der Kreml, oder vielmehr die riesigen Mauern, welche ihn umgeben, umschließen zugleich eine Menge Paläste und Kirchen. Von einem, dem sogenannten Terema, d. h. einem terrassenartig gebauten Palaste, hat man eine Aussicht, die nicht leicht ihres Gleichen findet. Eine Masse goldener Thurmspitzen, silberner, buntbemalter und besternter Kirchenkuppeln, mit phantastischen Heiligenbildern, ragen aus der verworrenen Gebäudemasse hervor, welche die Kremlmauer umschließt.

Die Paläste enthalten sehr merkwürdige Dinge, deren aber in einer so großen Anzahl vorhanden sind, daß ihre Aufzählung eben so ermüden würde, wie ihr Anblick. Im Ganzen machten sie auf mich den Eindruck einer Antiquitätenbude, wie ich deren in London mehrere gesehen. Da steht man eine ganze Reihe Throne, alte Sessel mit riesigen Baldachins, auf denen die Czaren von Iwan I. bis auf den jetzigen Kaiser herab gethront haben. — Eine eben so große Masse Kronen von besiegten Fürsten gewähren weiter kein besonderes Interesse. Es sind zumeist Pelzmützen, einige mit goldenen Reifen.

Außer den Dingen, welche ich schon am Schlusse des vorigen Bandes erwähnt habe, verdient noch das polnische Scepter unser ganzes Interesse in Anspruch zu nehmen. Es ist ein grüner, länglicher Stein, dessen Ende mit Gold geschmückt

ist. Das Scepter hat in der Mitte einen Bruch. Ob dies Zufall, oder auf welche Weise der Scepter eines untergegangenen Reiches zerbrach, vermochte ich nicht in Erfahrung zu bringen. Das Zweite ist ein Stock mit einer langen eisernen Spitze, dessen sich Iwan der Schreckliche bedient haben soll. Mit diesem Stocke soll er den Boten eines zu seinen Feinden, den Polen, übergegangenen Bojaren, welcher ihm von diesem einen Brief brachte, durch den Fuß an den Boden geheftet, und so, gestützt auf seinen Stab, den Brief gelesen haben. Mit diesem Stock soll der Schreckliche auch seinen eigenen Sohn ermordet haben.

Jetzt ruhen beide, Vater und Sohn, schon seit Jahrhunderten in einer Kapelle der Michaeliskirche ruhig neben einander, die Zeit hat aber die Spuren so gräßlicher Thaten noch heute nicht ganz verwischen können.

Nachdem ich mir den ganzen Plunder vergangener Herrlichkeit und den stolzen Staat der Gegenwart sattsam betrachtet hatte, beschloß ich meine Wanderung, um am andern Tage eine eben so interessante als sonderbare Reise fortzusetzen.

Neunundneunzigstes Kapitel.

Der Mollah.

Religiöse Ceremonien der Russen. — Die iberische Mutter Gottes. — Moleben. — Die Moschee und der Mollah. — Die Frauen im Paradiese.

Der gemeine Russe ist ganz außerordentlich fromm, d. h. er hängt an äußere Ceremonien, die das Herkommen ihm vorschreibt, ohne eigentlich wahrhaft religiös, d. h. human, von edler, christlicher Gesinnung durchdrungen zu sein. Daher kommt es denn, daß Moskau neben seiner großen Anzahl von Kirchen und mehr als zwanzig Klöstern noch unendlich viele Plätze hat, die der fromme Glaube zu kleinen Heiligthümern macht, ohne sich eigentlich eines sittlichen Grundes dazu bewußt zu sein. Daher kommt es, daß bei ihnen so oft Moral und Religion ganz verschiedene Wege gehen, und daß der Russe sehr wohl im Stande ist, seine Heiligen zu jedem Schelmstückchen anzurufen und um Unterstützung anzuflehen.

Es ist ganz unglaublich, und ich habe es in keinem katholischen Lande so gefunden, wie oft der Russe betet und anbetet, wie oft er sich bückt, zur Erde fällt, sich bekreuzt und seine Heiligen küßt, die man in jedem russischem Hause, ja in

jedem einzelnen Zimmer, mit einer brennenden ewigen Lampe davor, angebracht findet. Ich glaube, der Russe bekreuzt und bückt sich, so wie er in ein Haus tritt, denn wenn er kein Heiligenbild sieht, so vermuthet er doch eins, und das Begrüßen der Hausgötter ist ihm zur andern Natur geworden.

Man hat für diese Ceremonien, namentlich für das Bekreuzen, einen allgemeinen Namen: „Poklon". Der Russe macht seinen Poklon, wenn er eine Leiche begegnet, wenn er an einer Kirche vorübergeht, wenn er vom Tische aufsteht, wenn er sich in's Bette legt, wenn er erwacht, ja sogar, wenn er gähnt. — Ich habe wirklich es einige Male gesehen, daß alte Frauen beim Gähnen den Mund bekreuzten; auf meine Frage erhielt ich die Antwort, daß beim Gähnen der Böse dem Menschen den Mund öffne, um — sich die Seele heraus zu holen. Deshalb bekreuzte sie sich.

Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, daß man dergleichen abergläubischen Ceremonien nur dann und wann begegne, wie ja selbst in protestantischen Ländern, wo die Völker sich einer allverbreiteten Aufklärung rühmen, dergleichen dann und wann vorkömmt. So habe ich z. B. selbst in Berlin eine ganz gebildete Frau, bei der ich einige Zeit wohnte, wenn sie ein neues Brod anschnitt, dieses jedesmal dreimal bekreuzen sehen, und sie erzählte mir, daß diese Sitte ziemlich allgemein gebräuchlich sei. Indeß habe ich dergleichen Ceremonien in andern Städten nur selten bemerkt, aber in Moskau, und eben deshalb vielleicht in ganz Rußland (in Petersburg weniger) sind solche Ceremonien wirklich eben so sehr im Schwunge, wie das Bedürfniß des Schlafes und der Mahlzeit. Wohin man den Fuß setzt, wohin man den Blick wirft, begegnet man mehreren Heiligen, Geweihten, Kreuzschlagenden, Betenden, Niederknienden, kurz — wenn die Heiligkeit in

Aeußerlichkeiten sitzt, so verdient Moskau sicher die heilige Stadt genannt zu werden, so wie sie auch von lauter Heiligen bewohnt zu sein scheint.

Es ist gar nicht zu beschreiben, auf welche Kontraste man in Moskau stößt. Man sieht Bilder, die voll Schmutz sind, und etwa nicht halb so schön wie die Zigeuner aussehen, die oft auf den Schildern der Marktbuden glänzen, mit Juwelen überladen und dem schönsten und kostbarsten Schmuck bekleidet. Ich weiß in der That nicht, welch ein Ideal der Russe, welcher so schwarze, angeräucherte Götter und Göttinnen liebt, von der Gottheit haben muß.

Merkwürdig ist noch eine Art Selbstweihe in Rußland, welche sie Moleben nennen. Wenn Jemand einen Tag recht heilig verbringen oder sich für empfangene Wohlthaten gegen Gott dankbar beweisen und seine Gefühle frommen Erinnerungen, namentlich an Geburtstagen ꝛc., zuwenden will, dann geht er zu einem Priester, von welchem er sich in die Kirche führen läßt. Dieser singt ihm dann Gebete vor und läßt tüchtig vor ihm räuchern, während der also Gottverehrende sich unaufhörlich bekreuzt und bückt. Der Priester empfängt für seine Bemühungen eine oder auch mehrere Rubel, je nach dem Stande der Person.

Wie sehr die Russen im Allgemeinen ihren Heiligen anhängen, das habe ich vor der kleinen Kapelle der iberischen Mutter Gottes gesehen.

Diese Kapelle steht auf dem rothen Platz vor der Sonntagspforte, einem der belebtesten Thore Moskaus; das, was man mir von dieser alten Gottesmutter erzählte, geht bis in die Urwelt hinauf und umfaßt die Sagen aller Völker zusammen. Warum die Russen für diese Heilige, welche aus Geor=

gien stammt, eine ganz besondere Vorliebe haben, das konnte ich nicht erfahren.

Sie selbst, die Heilige, sitzt im Hintergrunde ihrer kleinen Kapelle, und ihr gebräuntes Gesicht ist von den vielen Perlen und andern Schmucksachen, mit welchen sie behangen ist, kaum sichtbar. Das Netz, welches ihren Kopf umhüllt, ist aus lauter kostbaren Perlen gewebt. Auf der Stirne, auf den Schultern glänzen große Edelsteine, und diese goldenen und diamantenen Schmucksachen und Kleider verbreiten unter dem Scheine von einem Dutzend Wachskerzen, welche auf silbernen Leuchtern immerwährend vor der Heiligen brennen, einen magischen Glanz.

Der Zudrang zu dieser Kapelle ist unglaublich groß. Ich habe daselbst nur eine Viertelstunde verweilt, aber ich verrechne mich nicht, wenn ich die Zahl der Besuchenden während dieser kurzen Zeit auf wenigstens 50 Personen anschlage. Die Kapelle ist den ganzen Tag geöffnet, und es geht kaum Jemand an diesem so belebten Orte vorüber, ohne in die Kapelle zu treten. Die Meisten der Besuchenden warfen sich vor ihr auf die Kniee, küßten den Boden und beteten. Viele küßten noch der Gottesmutter die Hand, und ihrem Christuskinde den Fuß.

Ich glaube, außer dem Kaiser ist es nur noch diese iberische Mutter Gottes, welche sich der äußersten Verehrung, deren der Mensch überhaupt fähig ist, in Moskau erfreut. Eine Kopie dieses Heiligenbildes wird auch oft zu den Kranken, auf deren Wunsch, getragen, welche sich von ihrem wunderthätigen Anblick Genesung versprechen.

Nachdem ich die kleine Kapelle verlassen hatte, besuchte ich die Moschee, welche in der Nähe der Tatarenstraße liegt. Ich habe mir von diesem mohamedanischen Gotteshause sehr viel versprochen, ich glaubte wenigstens etwas von der Pracht der

türkischen Moscheen hier vorzufinden, aber ich fand mich sehr getäuscht. Das kleine unansehnliche Gotteshaus sah ungemein dürftig aus und schien auf eine große Armuth der Gemeine, die etwa aus 150 Tataren besteht, hinzudeuten. Bis auf einen sehr schönen kostbaren Teppich, welcher in den Moscheen ein unerläßliches Erforderniß zu sein scheint, sah Alles überaus kahl und dürftig aus.

Ich traf den Geistlichen, den Mollah, mit seinem Küster gerade in der Moschee gegenwärtig. Er schien so eben eine heilige Handlung beendet zu haben, und ich trat an ihn heran. Auf meine französische Ansprache erfolgte aber ein Achselzucken, und da meine Begleiterin, eine geborene Französin, sich ebenfalls nicht verständlich machen konnte, so glaubten wir schon auf eine Unterhaltung mit dem Mollah, einem zwar nicht hübschen, aber interessant aussehenden Manne verzichten zu müssen, als er uns fragte, ob wir der deutschen Sprache mächtig seien, was meine Begleiterin bejahete.

Nun führte uns der Mollah nach seiner Wohnung, die aber noch dürftiger als die Kirche aussah. Vor seinem Hause spielten ein Paar Tatarenknaben, deren Köpfe, wie das bei ihnen Sitte, ganz kahl geschoren waren. Der Mollah erzählte uns von vielen Dingen, von seiner Armuth und seinen geringen Einkünften, von seiner Reise nach Mekka, die er vor einiger Zeit vollendet hatte, und andern Dingen.

Wir sahen den Koran, sehr sauber gebunden, auf dem Tische liegen, und meine Begleiterin, eine junge, muthwillige Frau, in meinem Alter, sagte zum Mollah:

Die Religion des Koran, so weit sie solche kenne, gefiele ihr sehr wohl, nur mit der Lehre vom Paradiese könne sie sich nicht zufrieden geben.

Und warum nicht? fragte der Mollah.

Weil wir Frauen darin verdammt sind, vor wie nach die Sklavinnen der Männer zu sein.

Der Mollah schien etwas verlegen und von dieser Antwort frappirt zu sein, er sagte indeß sich fassend:

Nicht doch, mein Töchterchen, es ist den Frauen im Paradiese eine Lust, den Männern Liebesdienste zu erweisen. Was sie thun, thun sie aus eignem Antriebe ihrer Seelen, nicht als Sklavinnen, nicht als Dienerinnen, sie thun es aus Liebe und um die Liebe.

Das scheint mir doch jedenfalls in Eurem Paradiese eine für die Frauen gefährliche Lage zu sein, wandte meine Freundin ein, den Männern nur verspricht Euer Gesetz die Seligkeit des Paradieses und der Houris; werden sie also diese nicht wie ihr verheißenes Eigenthum, und sie eben nur wie Dinge, die nur ihretwegen da sind, betrachten?

Der Mollah machte eine sehr ernste und nachdenkende Miene. Ich glaube wohl, daß er zuvor über diesen Gegenstand niemals nachgedacht hat, und daß er jetzt in der That nicht wußte, auf welchem Fuße die Frauen im Paradiese mit den Männern stehen würden. Nach einer kleinen Weile versetzte er:

Höre, meine Tochter, allerdings steht nach unsern Religionsbegriffen der Mann höher als das Weib, und da Gott dies einmal so eingerichtet hat, wird es natürlich auch im Paradiese nicht anders sein können, aber die Männer, welche im Paradiese sind, werden die Frauen dennoch nicht wie Sklavinnen, sondern wie Engel betrachten, welche bei ihnen sind, das Glück und die Freuden des Paradieses zu theilen.

Das hieße aber ja immer, den Männern auf Gnade und Ungnade ergeben sein, wandte meine Freundin ein, sieh, das ist es eben, was mir so sehr mißfällt.

Und wie glaubt Ihr nach Eurer Religion im Paradiese zu leben? fragte der Mollah lächelnd.

Nun, ich denke mir, daß wir von den Männern ganz gesondert leben, und so das Glück genießen werden, uns allein genug zu sein.

Der Mollah schüttelte den Kopf und sagte: Meine Tochter, Ihr habt jedenfalls einen falschen Gedanken von Eurem Paradiese gefaßt. Denn ich glaube, um vollkommen glückselig zu sein, bedarf es im Himmel wie auf Erden eines Zusammenlebens beider Geschlechter, die sich doch nur gegenseitig ergänzen. Ihr werdet Euch also auch nach Eurer Religion der Männer im Paradiese nicht entwehren können, und ich glaube auch, daß Ihr sehr zufrieden damit sein werdet.

Ich gab dem guten Mollah vollkommen Recht, und schalt mit meiner Freundin, daß sie ihren Männerhaß bis nach jener Welt hinübertrage. Ich sagte ihm, daß mir sein Paradies ganz gut gefiele, und ich nur das Eine auszusetzen hätte, daß die Männer auch noch dort Pfeifen rauchen sollten, und ich sei eine erklärte Feindin dieses Dampfes.

Sei versichert, versetzte der Mollah mit einer Artigkeit, die mich etwas überraschte, wenn ich Euch, meine Töchter, im Paradiese begegne, werde ich sogleich meine Pfeife bei Seite setzen.

Ich dankte dem Mollah für seinen guten Willen und wir schieden endlich von ihm, nicht ohne seinem Küster, der sehr ärmlich und kläglich aussah, ein Geschenk zurückzulassen, welches er mit Entzücken annahm.

Einhundertstes Kapitel.

Mönch und Nonne.

Die Igumena. — Nonnenbeichte. — Die Schwestern Peter des Großen. Die donische Mutter.

Ich hatte mir vorgenommen, von den vielen Klöstern, welche Moskau hat, zwei zu besuchen, ein Mönchs- und ein Nonnenkloster. Das Dewitschin Monastir, das Mädchenkloster, liegt auf dem Jungfernfelde, welches für jeden Russen eine gewisse historische Bedeutung hat. Auf diesem Felde nämlich bewirthen die russischen Kaiser nach ihrer Krönung das Volk. Der jetzige Kaiser soll nach seiner Thronbesteigung hier nicht weniger als 50,000 Gäste gehabt haben. Mir erschien der große, mit Gras bewachsene und lang gestreckte Platz sehr langweilig, und ich freute mich, als endlich die Droschke vor dem vielbethürmten (ich zählte mehr als zwanzig Thürme) Kloster hielt.

Der Hof des Klosters, welcher zugleich der Kirchhof war, gewährte einen sehr freundlichen Anblick, und ließ uns von dem Kloster selbst die beste Meinung gewinnen. Ich hatte eine Empfehlung an die Igumena, die Aebtissin, welche mich und meine Begleiterin auch sehr freundlich aufnahm. Ich fragte

sie, ob sie mir nicht die Zelle zeigen könne, in welcher Sophie, die herrschsüchtige Schwester Peter des Großen, ihre letzten Tage verlebt habe, und sie versetzte mir, daß sie selbst in dem Häuschen wohne, welches jene Sophie inne gehabt und welches ich eben jetzt betreten habe.

Ich knüpfte nun mit der Aebtissin ein sehr interessantes Gespräch an. Das Klosterleben in Rußland ist durchaus nicht strenge, die Nonnen, zum Theil recht hübsche jugendliche Personen, erschienen mir alle sehr lebenslustig. Uebrigens sind derartige Stiftungen in Rußland sehr arm, außer ihren todten Schätzen haben sie in der Regel nur einen geringen Fond, was mir in Bezug auf den kolossalen Reichthum der Kirchen sehr auffiel. Einige Nonnen klagten mir ganz offenherzig ihre Armuth. Sie mußten sich den größten Theil ihres Unterhaltes durch Händearbeit verdienen; es waren diese arme Nonnen sehr unschuldige Weltkinder, und deshalb erhielt ich auch keine sehr ergreifende Antworten auf meine Fragen nach ihrem fruhern Schicksale.

Zumeist erhielt ich auf die Frage: welches Geschick hat Sie zu dem Entschlusse angetrieben, ihr Leben zwischen Klostermauern zuzubringen? die Antwort: Ich weiß nicht, es gefiel mir so; oder; Ich wollte fromm sein und recht viel beten.

Meine muthwillige Begleiterin, welche den armen Mollah so sehr in die Enge getrieben hatte, schien ihre schalkhaften Fragen bei einer kleinen, noch sehr jungen Nonne wiederholen zu wollen. Sie ging mit ihr etwas bei Seite und fragte sie ganz zutraulich:

Sage mir mal, wie oft siehst Du denn Deinen Schatz in der Woche?

Und dies fromme Kind versetzte ganz arglos:

O, wenigstens zweimal, er ist ein schöner Bruder aus dem *** Kloster.

Sie bezeichnete das Kloster näher, ich habe indessen den Namen wieder vergessen.

Aber, wie fangt Ihr denn das an, Euch zu sehen? fragte meine neugierige Begleiterin weiter, dürfen denn die Mönche zu Euch kommen?

O, zu uns kann kommen, wer will.

Und was macht Ihr denn miteinander, wenn Dein hübscher Bruder zu Dir kommt? fragte die Schalkhafte weiter.

Was wir miteinander machen? fragte die junge Nonne zurück und erröthete ein wenig; nun, ich glaube, wir trinken Thee.

Ach, Ihr trinkt Thee. Aber es muß doch sehr langweilig sein, immer Thee zu trinken, und wenn Dein hübscher Bruder Abschied nimmt, vergißt Du denn nicht ein wenig Deinen Thee?

Nun, denn gebe ich ihm die Hand, und bitte ihn recht herzlich, bald wiederzukehren.

Und er?

Er sagt gar nichts, er küßt mich nur.

Hast Du das der Aebtissin schon gesagt, daß der Bruder Dich küßt?

Muß ich denn das der Igumena sagen?

Allerdings, wenn es Dein Freund wünscht.

Nein, nein, sagte das unschuldige Kind, etwas lebhaft werdend, der wünscht es gar nicht, im Gegentheil, er hat mich eigentlich gebeten, es Niemanden zu sagen; nun, ich denke, daß er mit Dir selbst eine Ausnahme machen würde.

Du denkst, daß er mich auch küssen würde? fragte meine

schalkhafte Freundin, und ich hatte Mühe, das Lachen zu unterdrücken.

Ja, ganz gewiß, er sagt mir, daß es keine Sünde sei, ein hübsches Mädchen zu küssen, es müsse aber nur hübsch sein, denn dafür seien die hübschen Mädchen geschaffen, aber man dürfe es nur den häßlichen Mädchen nicht sagen und sie auch nichts sehen lassen.

Eine so offenherzige Nonnenbeichte amüsirte mich nicht wenig, und sicher hätte meine Freundin ihr schelmisches Examen fortgesetzt, wenn nicht die Aebtissin wiedergekommen wäre, welche ein nothwendiges Geschäft von uns abgerufen hatte. Wir besahen uns nun noch die verschiedenen Merkwürdigkeiten des Klosters, welche übrigens, außer den Begräbnißplätzen der Schwestern Peters des Großen Eudokia und Katharina, und der ränkevollen Sophia, in nichts Wesentlichem bestanden.

Wir verließen sodann das Jungfrauenkloster, ganz zufrieden mit dem, was wir daselbst erfahren und gesehen hatten, und nun wollten wir das Männerkloster besuchen. Ich glaubte jedoch dies nicht thun zu können, ohne eine kleine Philippika gegen meine Begleiterin zu schleudern und sie zu ermahnen, sich jetzt ein wenig mehr in Acht zu nehmen, da wir leicht unternehmendern Leuten, als dem Mollah und seinem Küster, begegnen könnten.

So vorbereitet hielten wir bald vor dem Kloster der donischen Mutter, an dessen Vorsteher ich ebenfalls eine Empfehlung hatte. Zu unserm Leidwesen trafen wir ihn nicht, aber ein junger Mönch, der in seiner schwarzen Mönchskleidung sich ganz wohl ausnahm, erbot sich zu unserm Ciceroni.

Meine muthwillige Begleiterin, welche als Protestantin sich durchaus nicht zwingen konnte, in dem Klosterleben etwas Anderes, als eine menschliche Verirrung, oder, wie sie sagte, über-

spannte Begriffe einer falsch verstandenen Frömmigkeit zu sehen, fing nun auch sehr bald mit unserem Führer ein Gespräch über die Sonderbarkeiten des Klosterlebens an.

Bitte, erzählen Sie mir doch, sagte sie, womit Sie eigentlich die Tage verbringen, es ist doch unmöglich immerwährend zu beten, und gleichwohl kann man doch auch nicht immerwährend müßig gehen.

Der Mönch aber rechnete ihr haarklein vor, was er den Tag über, von 3 Uhr des Morgens an, wo er aufstehen müsse, zu thun habe, und wie sehr er zu jeder Zeit in Anspruch genommen sei. Meine Begleiterin hielt diese, seine Geschäftigkeit, aber durchaus nicht für so wichtig, um deshalb das Kloster zu wählen, und fragte ihn, ob ihn vielleicht eine unglückliche Liebe in diese Mauern geführt habe? Dabei lächelte sie, denn der Mönch sah mit seinen vollen, gerötheten Wangen sicher nicht darnach aus, als habe ihm unglückliche Liebe das Herz gebrochen oder verwundet.

Der Mönch versetzte denn auch freundlich: Ich weiß nicht, was das ist, eine unglückliche Liebe. Die Mädchen, welche ich geliebt habe, waren mir stets sehr gut, und sie hätten mich sicher Alle gern geheirathet, aber ich wollte nicht.

Und warum nicht? fragte meine Freundin.

Weil ich es vorzog Klosterbruder zu werden. Ich habe mir so manches Gute, Schöne und Besondere dabei gedacht — und deshalb zog ich es vor.

Und haben Sie es niemals bereut? fragte meine Freundin weiter.

Was hilft es? versetzte der Mönch, es ist nun einmal so. Ich bin jetzt darin, und es würde mir sehr schwer werden, wieder heraus zu kommen.

Nun, wenn Sie eine ihrer Schönen, die Sie Alle so ge-

liebt haben, heirathen wollen, so wenden Sie sich doch an den Kaiser, er wird Sie sicher entlassen.

Gewiß nicht, versetzte der Mönch lachend, das ist kein Grund, es fehlt nicht an Männern, welche die Mädchen heirathen können, warum muß ich es gerade sein. Das wäre ein schöner Grund aus dem Kloster zu kommen.

Aber wenn Ihre Schönen, oder wenigstens eine von ihnen, aus Liebe zu Ihnen sterben würde? fragte meine Freundin weiter.

O, das thun sie nicht, versetzte der Mönch ganz treuherzig, wenn die Mädchen aus Liebe zu den Männern sterben sollten, dann wäre ja die Liebe schlimmer als eine böse Pest, und es müßten täglich Tausende sterben.

Wir lachten Beide recht sehr über diese Antwort, und ich bat jetzt den Mönch, uns Einiges von seinem Kloster zu erzählen, und welche Bewandniß es eigentlich mit der donischen Mutter habe, und der Mönch erzählte nun:

Es war im Jahre 1591, da zogen die räuberischen Tataren, welche schon einmal Moskau erobert und verwüstet hatten, aber dennoch den Tribut nicht erlangen konnten, welchen sie den Russen auferlegt, da zogen sie also racheschnaubend gegen Moskau, um die heilige Stadt zu zerstören, und, wie sie zu ihren Göttern geschworen hatten, keinen Stein auf dem andern stehen zu lassen. Aber der tapfere Boris Gudenow zog ihnen muthig entgegen, ließ die heilige Mutter vom Don vor sich hertragen, und sie war es, welche den Russen den Sieg gab und die heilige Stadt rettete. Der fromme Boris Gudenow errichtete ihr daher aus Dankbarkeit dieses Kloster und beschenkte es reichlich, und vertraute ihm das Bild der heiligen Mutter an, weshalb er das Kloster so fest wie den Kreml bauen und mit Thürmen und dicken Mauern umgeben ließ.

Wir waren von dieser Erklärung sehr befriedigt und nahmen jetzt die heilige Mutter vom Don selbst in Augenschein. Sie steht an der einen Thüre des Allerheiligsten der Klosterkirche, Christus zur Seite. Sie glänzt von lauter Edelsteinen, mit denen selbst die Thüren des Allerheiligsten besetzt sind. Eine andere Bilderreihe ist ganz von Silber.

Es ruhen in der Kirche viele der bedeutendsten Adelsfamilien Rußlands, sämmtlich in kleinen eisernen Kapellen. Die Ruhe dieser Gräber paßt übrigens sehr zu der allgemeinen Ruhe, welche im Kloster herrschte. Ich habe viele Mönche ganz träg auf den Bänken vor ihren Zellen sitzen sehen, einige trugen sogar trotz der schon vorgerückten Jahreszeit noch Pelze. Sie sahen gleichgültig zu uns auf und schienen wachend zu schlummern oder schlummernd zu wachen. Meine schelmische Freundin wollte mit ihnen anbinden und fragte sie, ob sie nicht ein wenig mitkommen, und ihnen dieses und jenes, was vielleicht ihr freundlicher Führer vergessen sollte, zeigen wollten, worauf sie ganz ruhig versetzten:

Einer ist dafür ganz genug, Töchterchen.

Unser Ciceroni lachte über diese Antwort, und wir Beide natürlich ebenfalls. Das vermochte aber die Mönche nicht aus ihrem Gleichmuth aufzurütteln, sie sahen uns ruhig nach und saßen nach wie vor sinnend auf ihren Bänken, ohne auch nur miteinander ein Wort zu reden.

Aber, mein Gott, rief meine Freundin, diese da müssen doch wohl Langeweile haben?

Nicht doch, versetzte der junge Mönch, wenn sie Langeweile hätten, würden sie nicht da sitzen.

Unsere Neugierde war endlich vollkommen befriedigt, und wir verließen, mit vielem Dank gegen unsern freundlichen Führer, das Kloster.

Sie sehen, sagte meine Freundin, daß Ihre Strafpredigt, welche Sie mir vor unserm Eintritt ins Kloster hielten, vollkommen unnütz war, denn diese russischen Mönche sind zu schlafsüchtig, um ihren Unternehmungsgeist fürchten zu müssen.

Diesmal hatte meine muthwillige Freundin allerdings Recht, aber ich weiß, daß meine Warnung dennoch nicht ganz ungerechtfertigt war, und meine Freundin bei einer andern Gelegenheit ihre muthwillige Laune mit einigen Paar Küssen bezahlt hat, die ihr nicht sonderlich angenehm geschmeckt zu haben schienen, denn sie hat sie mit einem Paar sehr bösgemeinten Ohrfeigen erwiedert.

Bald darauf verließ sie Moskau.

Ich blieb indessen noch einige Tage, welche ich zumeist in Gesellschaft einer Dame verlebte, bei der ich recht viele interessante Dinge erfuhr und deren Verbindung mit angesehenen und berühmten Personen ich recht angenehme Stunden zu verdanken hatte.

Ich habe kaum geglaubt, daß man in Moskau so viel Bildung und Herzensgüte aufzufinden vermag.

Aber ich habe auf meinen vielen Irrungen und Reisen durch die Welt die Lehre empfangen, daß man überall, wo Menschen sind, alle die Leidenschaften, Laster, Tugenden und edlen Regungen findet, welche den Menschen unter allen Zonen und bei jedem Grade der Bildung und Civilisation eigen sind.

Man findet die natürliche Rohheit mit eben so natürlichen Tugenden, und die Bildung mit eben so verfeinerten Lastern gepaart, und so sehr gern wir selbst uns für vollkommen halten, so schwer wird es, denjenigen zu entdecken, welcher unseren Idealen von Vollkommenheit entspricht.

Der Menschenwelt klebt überall Schmutz an, wie dem Geiste die Erde anklebt.

In den Palästen oder in den Hütten, wir finden bei der Erhabenheit die Niedrigkeit, bei der Niedrigkeit sehr oft Erhabenes, mit Einem Worte: die Tugend, wonach wir suchen und streben, ist niemals Eigenthum des Einzelnen oder eines Standes, sie gehört dem ganzen Menschengeschlecht, auf welches sie, Einem mehr, dem Andern weniger gehörend, vertheilt ist, und eben so ist es mit der Bosheit und dem Laster.

Wir haben viele gute Menschen und wenig vollkommene, der Beste hat noch irgend ein Theilchen von dem Schlechtesten in sich, wir haben viele böse Menschen und wenig verworfene, der Bösewicht hat noch immer etwas vom Besten in sich.

Darnach muß man die Menschen bemessen, wenn man sie sucht und wenn man sie findet.

Hunderterstes Kapitel.

Madame Randow.

Soiréen bei Madame Randow. — Besuch eines Russen bei Alexander von Humboldt. — Geschichte eines Schauspielers.

Es bedarf selbst bei Frauen nicht immer der Schönheit, um in der Gesellschaft zu glänzen. Ich habe in Moskau eine Dame Namens Madame Randow kennen gelernt, die gerade ihrer Häßlichkeit wegen sich einen gewissen Ruf erworben hat. Aber diese Frau besaß einen außerordentlichen Geist, und durch diesen so viele Anziehungskraft, daß trotz ihrer Häßlichkeit einige Männer aus Liebe zu ihr verrückt geworden sein sollen. Ich habe niemals interessantere Stunden als in Gesellschaft dieser übrigens schon sehr bejahrten Dame verlebt. Ihr Lieblingsstudium war Miszellen aus dem Leben berühmter Frauen zu sammeln, und diesem Umstande hatte ich es zu danken, daß ich eine interessante Frau, eine Französin, kennen lernte, die man in Paris gänzlich vergessen zu haben scheint.

Diese Frau hieß Madame Pilau.

Es gab eine Zeit, freilich ist seitdem die Welt schon zwei Jahrhunderte älter geworden, wo, Madame Pilau nicht kennen, so viel, als seine gänzliche Unerfahrenheit in der Gesellschaft

eingestehen hieß. Das Erste, was man in Paris sagte, wenn etwas Außerordentliches vorfiel, war:

Was wird Madame Pilau dazu sagen?

Während der Herrschaft des Kardinals Richelieu war Madame Pilau das privilegirte Orakel der französischen Hauptstadt. Sie durfte Alles sagen, was ihr einfiel, weil ihr nichts einfiel, was nicht werth war gesagt zu werden. Sie war es, welche alle Familienzwiste beilegte, alle Mißbräuche verspottete, alle eigensinnigen alten Männer oder kapriziösen alten Weiber zur Vernunft brachte, kurz, sie war die allgemeine Friedensstifterin des Hofes und der Stadt.

Man irrt sich aber sehr, wenn man glauben würde, daß diese Frau, welche einen so großen Einfluß ausübte, durch Schönheit, Geburt oder Reichthum ausgezeichnet gewesen sei.

Nichts von Allem.

Sie soll vielmehr von ihrer frühesten Jugend an das häßlichste Weib gewesen sein, das man je gesehen. Sie wußte das und machte sich ein Vergnügen daraus, bei jeder Gelegenheit auf ihre Häßlichkeit hinzudeuten. Ich bin die einzige Frau in der Welt, pflegte sie zu sagen, welche die zwei Plagen, Häßlichkeit und Alter, ohne Murren hingenommen hat.

Was ihre Familie betrifft, so war Madame Pilau die Tochter eines obscuren Advokaten, und vermählt mit einem andern. Ihr Geburtsjahr scheint das Jahr 1580 gewesen zu sein, denn bei der Krönung Ludwigs XIV., wo sie ebenfalls figurirt, war sie mehr als 70 Jahre alt. Ein kleines Vermögen, das ihr eine gewisse Madame La Fosse, eine reiche, ziemlich unbekannte Wittwe hinterlassen, erlaubte ihr in der Gesellschaft zu erscheinen, und ihr munteres Temperament und ihre gefällige Laune machten sie bald zum allgemeinen Liebling. Ihr Gatte wohnte in dem fashionabelsten Viertel jener

Zeit, auf der Rue St. Antoine, dicht an dem Place Royale, und dies brachte sie in Verkehr mit der großen Welt.

Die Damen des Place Royal standen damals nicht im besten Rufe, und wenn wir den Liedern und Epigrammen ihrer Tage glauben dürfen, so war Madame Pilau, die ihre außerordentliche Häßlichkeit vor jeder galanten Beschuldigung rettete, eine böse Rathgeberin für die Frauen, die schöner und jünger waren als sie.

Die gute Dame scheint jedoch diese Anklagen energisch zurückgewiesen zu haben.

Es ist nicht meine Schuld, sagte sie öffentlich zu dem Bischof von Langres bei einem großen Diner in seinem Hause, daß es mit der Sittlichkeit des Place Royale so schlecht steht. Als ich zuerst in die Gesellschaft der Frau von Rohan und ihrer Freunde, die ich sehr angenehm finde, zugelassen wurde, merkte ich bald, daß man eine Frau, die sich so wenig durch Geburt oder durch Schönheit empfahl, nicht ertragen würde, wenn sie als strenge Moralistin aufträte und sich fortwährend mit ihren Sittenpredigten aufdränge. Die, welche mich mit diesen Damen auf gutem Fuße sehen, sind so liebreich, zu schließen, daß ich in der That nicht besser als die übrigen bin, während, wenn die Wahrheit bekannt wäre, es sich fände, daß ich mehr Skandal verhindert habe, als sie ahnen.

Doch, wie sie selbst merken läßt, bezog sich Madame Pilau's Muth mehr auf die Beobachtung der äußern Formen. Vorsicht und nicht Tugend war das, um was es ihr zu thun schien.

Madame Pilau war besonders beliebt bei dem Kardinal Richelieu, der ihren scharfen Verstand sehr schätzte.

Sie hatte einen Sohn, der von pietistischer Geistesrichtung war. Sie wohnten zusammen, und statt mit ihrem

Reichthum, welchen ihr ihr verstorbener Gemahl hinterlassen hatte, zu prunken, verschenkten sie große Summen an die Armen. Als ihr Sohn durch die Strenge seiner Frömmigkeitsübungen seine Gesundheit zerrüttete, sagte sie: Mein lieber Robert, was willst Du mit allen diesen Anstrengungen? Suchst Du etwa einen Schritt über das Paradies hinaus zu kommen?

Ihr Sohn war ihr in jeder Hinsicht eine Quelle von Verdruß. Ihr Haus war ein Muster von Reinlichkeit und Eleganz und von der feinsten Gesellschaft des Hofes besucht, aber Robert Pilau's Gewohnheiten brachten Alles in Verwirrung. Aergern Sie sich nicht, Mutter, mit dem Alter werde ich mich bessern, sagte er, und er war damals schon 53 Jahre alt.

Einmal schenkte ihm seine Mutter einen hübschen Wintermantel, der zu seiner übrigen Kleidung so schlecht paßte, daß man ihn für einen Dieb hielt, der ein reiches Kleid gestohlen, und ihn auf der Straße so durchprügelte, daß man an seinem Leben verzweifelte. Robert Pilau's letzte Bitte war, daß die, welche ihm Unrecht gethan, nicht bestraft würden. Da er so excentrisch war wie seine Mutter, hatte er sich eine große Sammlung von Beerdigungsinviten angelegt, die er endlich mit seiner eigenen beschloß.

Am meisten Spaß machte es Madame Pilau, wenn sie öffentlich einen Ausruf des Abscheus über ihre Häßlichkeit hörte. Ah, meine schöne Dame, sagte sie dann, ich habe mich besser gehalten, als Sie es werden. So wie ich jetzt bin, war ich im funfzehnten Jahre. Welche von Ihnen wird in einem Alter von 70 Jahren dasselbe sagen können?

Eine Schriftstellerin ihrer Zeit lobte sie in einem ihrer Werke, und nannte sie eine Frau von einer sehr eigenthümlichen Philosophie, aber von sehr vielem Verdienst. Als sie die Verfasserin bald nach dem Erscheinen des Werkes besuchte,

sagte sie: Sie müssen in der That eine geniale Frau sein, da Sie einen alten Lappen in einen goldenen Stoff verwandelt haben.

Madame Pilau ward oft von vornehmen Familien zu Unterhandlungen gebraucht, die mehr als gewöhnliche Kraft und Geistesgegenwart erforderten. Wie werden die Leute von ihren Verwandten Gerechtigkeit erlangen, wenn Madame Pilau nicht mehr sein wird? — pflegte die Herzogin von Aumont zu sagen.

Nichts jedoch konnte sie vermögen, einen Dienstboten oder Handelsmann zu empfehlen. Das sind Gefälligkeiten, sagte sie, bei denen man darauf rechnen kann, es allen Parteien gleich unrecht zu machen. Ihre Dienste waren von höherer Art. Als der Herzog von Tresmas in dem 80sten Jahre dem Tode nahe war, konnte ihn Niemand bewegen, die letzten Pflichten der Religion zu vollziehen. Sein Sohn, der Marquis von Givons, wandte sich an Madame Pilau. Diese besuchte den Kranken, und obwohl die Aerzte sie schalten, und sie ihre Predigten für sich behalten hießen, ließ sie doch nicht ab, bis sie ihren Zweck erreichte.

Oft gaben ihr auch ihre Freunde große Summen zum Aufheben. Einmal vermißte sie von einer deponirten Summe fünfhundert Livres, und entließ darauf eine Lieblingsdienerin, die einzige Person, die außer ihr zu ihrem Gelde Zutritt hatte und ihre Nachforschungen übel aufnahm. Es ergab sich hernach, daß der Eigenthümer des Geldes verstohlenerweise zurückgekehrt und die fehlende Summe weggenommen hatte, die er nur in der Absicht, sie zu stehlen, wie er selbst eingestand, zu ihr hingebracht hatte. Madame Pilau rief sogleich ihre Dienerin zurück. Ich habe Dich gut bezahlt, als ich Dich entließ, sagte sie, damit es nicht heiße, ich suche Zwist mit einem

von meinem Gesinde, um mich dann knauserig zu benehmen. Jetzt gebe ich Dir eine lebenslängliche Pension von 200 Livres zur Entschädigung für einen ungerechten Verdacht, willst Du jetzt in meinen Dienst zurückkehren, will ich Deinen Lohn verdoppeln.

Als sie auf einem Besuch bei der Fürstin von Guéméné im Schlosse Meudon war, gab Serieu, der Oberintendant der Finanzen, ein ungeheuer reicher Mann von gleich großem Einfluß, zu welchem Madame Pilau ihre Freunde, die Rohans, begleitete, ein Gastmahl. Servieu, entzückt eine so allgemein bekannte Dame bei sich zu sehen, machte ihr endlose Dienstanerbietungen. Behalten sie ihren guten Willen für die, welche ihn brauchen, sagte sie. Robert Pilau und ich sind zu gut daran, um Ihrer zu bedürfen. Alles was ich bitte, ist, daß Sie, wenn wir uns begegnen, so gnädig sein mögen, wie Sie es in Meudon sind, denn von mir haben Sie nichts zu fürchten. Ich bin eine von den wenigen Personen, die nie etwas für sich zu bitten hat.

Bei einem Besuche im Hotel de Chaulnes that die Herzogin etwas, was sie beleidigte. Weil Sie eine Herzogin sind und ich die Frau eines Advokaten, glauben Sie das Vorrecht der Impertinenz zu haben, rief sie, aber entweder Sie behandeln mich mit der Achtung, die Sie Ihrem Gast schuldig sind, oder ich setze nie wieder den Fuß in Ihr Haus. Ich bin in Geist und Verhältnissen unabhängig, und mache mir wenig daraus, ob ich eine Herzogin mehr oder weniger unter meinen Bekanntschaften zähle. Kaum hatte sie das Hotel verlassen, als die Herzogin von Chaulnes ihr einen Entschuldigungsbrief schrieb, der in den zartesten Ausdrücken abgefaßt war.

Einen ähnlichen Vorfall hatte Madame Pilau mit Charigny, einem der einflußreichsten Männer jener Zeit, seitdem behandelte sie derselbe mit der größten Ehrerbietung und er-

füllte im Voraus alle ihre Gesuche. Der Kardinal de la Valette dagegen, den sie durch ihre offene Sprache beleidigt hatte, drohte, sie an das Bronzepferd auf der Mitte des Pont Neuf anbinden zu lassen.

Während ihrer Wittwenschaft bewarben sich drei Männer um die Hand der Madame Pilau. Doch muß ich ihnen die Gerechtigkeit thun, hinzuzufügen, pflegte sie zu sagen, wenn sie die Geschichte erzählte, daß alle drei in den „Petites Maisons" (im Irrenhause) gestorben sind. Einmal griff sie der Abbé de Lanoncourt in einer großen Gesellschaft mit schlechten Witzen an. Darf ich fragen, mein Herr, ob Sie durch ein Parlamentsdecret verurtheilt sind, witzig zu sein? Nur dies könnte Ihre Anstrengung entschuldigen. Als einmal ein Pfarrer von der Kanzel herab ein Decret gegen das Tanzen ankündigte, ging Madame Pilau zu ihm und rieth davon ab. Sie sprechen von etwas, wovon Sie nichts verstehen, sagte sie, Sie waren nie auf einem Ball, ich war es, und ich kann Ihnen versichern, daß nichts Sündhaftes in der Sache ist, was Erwähnung verdiente.

So oft etwas Komisches in Paris vorfiel, pflegte Anna von Oesterreich zu bemerken: Es wäre der Mühe werth, Madame Pilau darüber zu hören.

Eine fashionable Frau, welche ihr gestand, daß sie einen Legationssekretär zum Geliebten habe, schien sich etwas darauf zu Gute thun zu wollen, daß diese Sünde ihre einzige sei. Meine Liebe, sagte die alte Dame, ich sehe da nichts Rühmenswerthes. Es ist eine größere Kluft zwischen Keinem und Einem, als zwischen Einem und Tausend!

Die halbe Bevölkerung von Paris kannte Madame Pilau vom Sehen. Als die Leiche des Kardinals Richelieu auf dem Paradebette lag, war eine große Verwirrung unter den Wagen

vor dem Palais Royal. Da sah sich die alte und schwache Madame Pilau plötzlich emporgehoben, und, in den Armen eines wohlgekleideten Mannes, durch die ganze Zimmerreihe hindurch getragen. Sie war die Einzige von ihren Gefährtinnen, die etwas sah. Als sie sich umwandte, um ihrem Helfer zu danken, sagte er: Sie kennen mich nicht, aber sie ergriffen einmal die Gelegenheit, mich zu verbinden, und ich freue mich über die Gelegenheit, auch Ihnen einmal nützlich gewesen zu sein. —

Als sie einmal zu einer großen Kirchenfeierlichkeit nach dem Place Royale eilte, glitt sie aus und fiel in den Koth. Ihr Diener wollte sie zurücktragen und umkleiden. Nein, nein, sagte sie, es wird kaum ein leerer Sitz in der Kirche sein, und in meinem gegenwärtigen Aufzuge wird Jeder froh sein, mir aus dem Wege zu kommen. Auf diese Weise kam sie zu einem Sitz.

Diese merkwürdige Frau, so schloß Madame Randow ihre interessanten Mittheilungen, ist sehr alt geworden, und hat selbst in ihrem höchsten Alter den Einfluß nicht ganz verloren, welchen sie vermöge ihres ungewöhnlichen Geistes ausübte.

Madame Randow selbst war schon ziemlich bejahrt, aber noch vollkommen geistesfrisch, ich traf bei ihr immer eine ziemlich große Anzahl von jüngeren und bejahrten Herren. Einst traf ich bei ihr unter Andern einen Russen und einen Polen, welche die beiden größten Deutschen der neuern Zeit kennen gelernt hatten, nämlich Göthe und Alexander von Humboldt.

Der Pole erzählte eine merkwürdige Aeußerung Göthe's in Bezug auf Paris.

Als nämlich in einer Unterhaltung, welche der Pole auf seiner Durchreise durch Weimar mit diesem größten deutschen

Dichter hatte, die Rede auf Victor Hugo kam, dessen Hernani so eben erschienen war, äußerte sich Göthe:

Victor Hugo hat treffliche Fähigkeiten. Ohne Zweifel erneuert und erfrischt er die französische Poesie, nur ist zu fürchten, daß wenn nicht er, so doch seine Schüler und Nachahmer sich zu weit in die Bahn stürzen, die er geöffnet hat. Dies französische Volk ist ein Volk der Extreme, es kennt kein Maß. Mit einer ungeheuren geistigen und physischen Macht begabt, hätte es die Welt balanciren können, wenn es den Mittelpunkt hätte finden können, es scheint nicht zu wissen, daß wenn man große Lasten heben wolle, man die Mitte suchen müsse. Es ist die einzige Nation auf der Welt, in deren Geschichte wir eine Bartholomäusnacht und ein Fest der Vernunft finden, die Unumschränktheit eines Ludwig XIV. und die Entmenschung des Sanscülotten und fast in einem Jahre die Eroberung Moskau's und die Uebergabe von Paris. Man hat also zu fürchten, daß auch in der Literatur nach der Alleinherrschaft Boileaus eine Auflösung aller Regeln folgen könne.

Von seinem Besuche bei Alexander von Humboldt, diesem größten aller Gelehrten, welche die Welt jemals hatte und noch hat, erzählte der Schriftsteller Melgunoff, so viel ich mich erinnere, Folgendes:

Bei meiner Anwesenheit in Berlin wagte ich es auch, namentlich auf Varnhagen von Ense's Aufmunterung, den damals noch so jugendlichen Greis Alexander von Humboldt zu besuchen. Sein in der ganzen Welt berühmter Name ist auch in Rußland, seit seiner Reise nach Sibirien und dem Kaspischen Meere, populär geworden, denn sein Name lief durch ganz Rußland von einem Isprawnik (Landrath) zum andern. Ich selbst hatte bei dieser Gelegenheit einige Abende mit dem großen Manne in Moskau verlebt, wo stets ein Haufe von

Neugierigen den früher nie gesehenen Gast umlagerte, und er nicht wußte, nach welcher Seite hin er zuerst Rede stehen, mit wem er das Gespräch eigentlich führen sollte. Indeß hätte ich mich ohne die dringende Aufforderung von Ense's nicht leicht entschlossen, den großen Gelehrten mit meinem Besuche zu belästigen.

Ich war indessen doch sehr froh, als man mir auf meine Frage, ob der Herr Baron zu Hause sei, antwortete, daß er sich im Königlichen Palais befinde. Ich ließ daher Varnhagens Billet mit meiner Karte zurück, und erkundigte mich, zu welcher Zeit der Herr Baron wohl am leichtesten zu sprechen sei. Der mir entgegengekommene Jäger, so wie eine alte Köchin, erwiderten mir jedoch, daß der Herr Baron nur den frühen Morgen im Hause zubringe, dann aber gewöhnlich Niemand annehme, hierauf ausgehe, und zuweilen gegen Mittag, indessen nie zu einer bestimmten Zeit, nach Hause zurückkehre, eine bestimmte Empfangsstunde aber nicht habe. Uebrigens, fügten die Dienstboten hinzu, werden wir dem Herrn Baron Alles melden.

Noch an demselben Tage erhielt ich von dem Herrn von Humboldt eine Einladung, ihn am folgenden Tage 8 Uhr Morgens zu besuchen. Diese Zeit fiel mir nicht auf, da ich wußte, daß Herr von Humboldt schon früh um 4 Uhr aufstand. Als ich zur festgesetzten Stunde erschien, war er so eben von seinem Morgenspaziergange zurückgekehrt. Die Wohnung, welche der Herr von Humboldt inne hat, liegt hinter dem Museum, in einer außerordentlich einsamen, stillen Straße, in der fast nie geritten oder gefahren wird. Schon die Wahl dieser Straße bezeichnet den Mann, indem man daraus schließen könnte, daß Humboldt als Kammerherr dem Palais des Königs und des Kronprinzen nahe sein, als Weltmann sich von

der berühmten Straße „Unter den Linden," wo die berliner vornehmen Leute wohnen, nicht entfernen, als Gelehrter aber endlich in einem einsamen, stillen Asyle sich befinden wollte.

Der Diener meldete mich sogleich an, und nicht lange ließ Herr von Humboldt auf sich warten. Während der Diener mich anmeldete, warf ich einen Blick um mich her. Sowohl in dem kleinen Saale oder Entree, als in dem Empfangszimmer, welches mir geöffnet wurde, deutete nicht das Geringste auf die Wohnung eines Gelehrten hin. Zwei oder drei französische Bücher, welche noch neu und unaufgeschnitten waren, lagen auf dem Tisch. Im Empfangszimmer standen ein Sopha, zwei Tische und einige Sessel ganz nach der klassischen Ordnung der Moskauer Gastzimmer. Nirgends war hier Anspruch auf Mode oder Prunk bemerkbar, noch weniger aber gelehrte Unordnung. Humboldt trat endlich aus einem Hinterzimmer, er war im Frack, im weißen Halstuche, und wahrscheinlich bereit, an den Hof zu gehen.

Es ist mir sehr angenehm, meine Bekanntschaft mit Ihnen zu erneuern, sagte er mir, ich erinnere mich Ihrer sehr wohl.

Er ersuchte mich hierauf, auf dem Sopha Platz zu nehmen, er selbst ließ sich in ziemlicher Entfernung auf einem Sessel nieder. Wir knüpften nun ein Gespräch an, was wohl eine gute Stunde währte. Natürlich hörte ich selbst mehr, als ich sprach.

Es war von gar vielen Dingen die Rede, nur nicht von Naturwissenschaften, in welchen er mich und mit Recht für einen Profanen halten mochte.

Meine fast anderthalbstündige Unterredung mit Alexander von Humboldt zeigte mir jedoch die ganze Geschmeidigkeit seines Geistes, die ganze Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse, seine ungemeine und allseitige Belesenheit, so wie gleichzeitig die

große Tüchtigkeit des Weltmannes, mit welcher er die verschiedenartigsten Gegenstände zu ergreifen und von einem zum andern überzugehen verstand. Humboldt war einer der Ersten in Deutschland, welcher den Stand des Gelehrten mit dem des Weltmannes auszusöhnen verstanden hat; außerdem aber mildern seine halbfranzösische Bildung und seine Pariser Manieren noch das, was er als Deutscher und Gelehrter etwa Steifes und Pedantisches an sich haben könnte. Mit einer wunderbar großen Tüchtigkeit des Umgangs verbindet er Lebendigkeit und Klarheit der Conversations-Sprache und mit den Franzosen hat er die Neigung zur Satyre, zum Epigramm, zu seinen nicht selten beißenden Sarkasmen gemein, welche übrigens auch eine Eigenthümlichkeit der Berliner sind. Sein vorgeneigtes Haupt, das unter den Brauen aufblickende Auge und das halb spöttische Lächeln, was jedoch selten über seine Lippen geht, geben noch mehr Allem, was er sagt, einen leichten Anflug von Ironie, welcher den, der an den Ton seiner Conversation nicht gewöhnt ist, unwillkührlich einschüchtert.

Uebrigens gewahrte ich mit Erstaunen, daß der große Naturforscher über die Literatur der beiden Nachbarvölker so urtheilte, als ob er sich ewig nur mit der schönen Literatur beschäftigt hätte. Ich erinnere mich auch, daß er sehr wohl und sehr bestimmt Heine und Börne unterschied, indem er hinzufügte, daß er über ihre Entzweiung sich nicht wundere. Sie hätten sich bei der Begründung ihrer Freundschaft geirrt, indem die gleiche Abstammung, die isolirte Stellung in der Gesellschaft, eine gewisse Aehnlichkeit in der Richtung und der Art und Weise ihrer Gedanken sie zu dem Glauben veranlaßt hätten, daß sie geborne Freunde wären. Aber das, was Börne nahe am Herzen läge, sei für Heine nur Gegenstand der Satyre und des Spottes, Börne sei ganz Seele, Heine ganz Witz.

Das Falsche in Börne's Richtung könnte durch die Reizbarkeit seines Temperaments und die Exaltationen seines edlen Charakters gerechtfertigt werden; das Falsche bei Heine sei durch nichts zu rechtfertigen.

Humboldt's Reise durch Rußland, sein Aufenthalt in Moskau &c. waren ebenfalls Gegenstände unseres Gespräches. Er gedachte mit Vergnügen, jedoch nicht ohne das ihm eigenthümliche Lächeln, der treuherzigen Gastfreundschaft Moskau's, der Soireen, welche daselbst ihm zu Ehren gegeben wurden, und in denen ein Jeder es für seine Pflicht hielt, mit ihm in der Kreuz und Quer von Byron oder von wichtigen Dingen zu sprechen.

Aller Details der lebendigen Unterhaltung Humboldt's kann ich mich nicht mehr erinnern. Das ganze Gespräch hatte den angenehmsten Eindruck auf mich gemacht und wird mir natürlich unvergeßlich bleiben. Die Lebendigkeit und Leutseligkeit, mit welcher Humboldt von den wichtigsten Dingen spricht, der leichte Anflug von Ironie, welchen er auf Alles wirft, über das er nicht spricht, seine große und tiefe Gelehrsamkeit, der Glanz seines Namens, sein scharfer, freier und klarer Verstand, seine Universalität, seine Meisterschaft in Allem, worüber er nur urtheilt — dies Alles verleiht seinem Gespräch einen besonderen Reiz und etwas unendlich Hinreißendes. Im Anfang auch nicht zu gesprächig, fragte er mehr, als daß er sprach, gleichsam als ob er meine Art zu denken und den Grad meiner Bildung erforschen wollte, später aber ergriff er, immer lebendiger werdend, den Faden des Gesprächs und fast ununterbrochen floß nun seine Rede, fast wie, um ein Gleichniß des verewigten Puschkin zu gebrauchen, das Wasser aus dem Munde jener marmornen Löwen in zweifachen Strahlen, rechts und links.

Später begegnete ich Humboldt mehrere Male unter den Linden.

Er ging stets allein, mit ziemlich schnellen und ungleichen Schritten, gedankenvoll mit vorgebeugtem Haupte. Jedesmal, wenn ich ihn so mit etwas gesenktem Haupte gehen sah, erschien er mir wie eine volle, reife, unter der Schwere zahlloser, vollwichtiger Körner sich neigende Aehre. Besteht aber die geistige Aerndte der Menschheit, so schloß Melgunoff seine interessante Mittheilung über den großen Mann, in der That nicht aus solchen Aehren, wie Humboldt, und haben nicht sie allein Gewicht und Bedeutung im Kornhause Gottes?

Die Abende, welche ich bei Madame Randow zubrachte, vergingen mir auf das Angenehmste, theils war sie selbst ungemein geistreich und anregend, theils waren immer Leute bei ihr, welche durch Geist und Bildung ausgezeichnet waren.

Ich traf auch einst einen englischen Schauspieler bei ihr, welcher uns Verschiedenes aus seinem Leben mittheilte; namentlich machte uns das, was er über den Anfang seiner Karriere sagte, sehr vielen Spaß.

Einst, so erzählte er, nöthigte der Hunger die Truppe, zu der ich gehörte und die einige Zeit in einem Dorfe bei Leeds gespielt hatte, sich aufzulösen, und wir gingen auseinander, um ein neues Unterkommen zu suchen. Als ich alle Forderungen befriedigt hatte, blieben mir ungefähr noch ein Pfund. Mit dieser geringen Summe trat ich die Reise nach York an, fest entschlossen, nicht mehr nach dem Künstlerruhm zu trachten und meine Dienste als Regisseur oder Aufseher des Inventariums einem größern Theater der Grafschaft anzutragen. Voller Hoffnung langte ich in York an, wo der Director, nachdem er mich vier Tage lang hingehalten hatte, mich endlich mit einer verneinenden Antwort entließ. Obgleich meine Aus-

gaben sehr mäßig gewesen waren, so war doch mein kleiner Schatz schon so ziemlich geschmolzen. Ich machte mich also wieder auf den Weg, indem ich meine Ansprüche noch weiter herabstimmte, und beschloß, mich mit jeder beliebigen Anstellung bei einer Truppe zu begnügen. So irrte ich einen Monat umher und machte mehr als 200 Meilen, ohne irgendwo ein Unterkommen zu finden. Ohne das Wohlwollen einiger Directoren wäre ich unfehlbar Hungers gestorben. Allmählig hatte ich mein Geld ganz ausgegeben, meine Wäsche war stückweise darauf gegangen, und außer dem Hemde, welches ich trug, hatte ich nur noch ein einziges. Ich verkaufte es für zwei Schillinge, und auch diese hatte ich bis auf einen Penny ausgegeben, als ich um 6 Uhr Morgens in X. anlangte, mit der Aussicht, mein Glück noch 30 Meilen weiter suchen zu müssen. Als ich bei einem Bäckerladen vorüberkam, kaufte ich ein kleines Brod, welches an diesem Tage mein Frühstück und mein Mittagsbrod vorstellen sollte. Auch wagte ich erst gegen Mittag dasselbe anzubrechen, als ich am Ufer eines Baches angekommen war, in dessen Wasser ich das Brod tauchte. Um 6 Uhr Abends war ich an meinem Bestimmungsorte angelangt. Hier erfuhr ich, daß das Theater seit zwei Tagen geschlossen sei und daß die Truppe die Stadt verlassen habe. Was sollte ich machen? Ich hatte weder Obdach noch Geld, und doch konnte ich nicht auf der Straße schlafen. Auf meine Anfrage wies man mich nach einem Wirthshause, daß nur von Handwerkern und Fußgängern besucht wurde. Es war ein kleines Haus, fast eine Hütte, aber die Wirthin hatte eine einnehmende Gesichtsbildung, und ich erfuhr zu meiner großen Freude, daß ich die Nacht hier würde zubringen können. Ich forderte ein Bett, und fragte, was es kosten solle. Der Preis war 4 Pence. Ich antwortete, daß ich nicht so viel Geld habe, daß aber mein

Halstuch mindestens doppelt so viel werth sei, und daß ich es an Zahlungsstatt hierlassen wolle. Setzen Sie sich, junger Mann, sagte die alte Frau, wir werden uns schon verständigen.

Es war einer von jenen Dezembertagen, wo die durchdringende Kälte der Wohlthat des Kaminfeuers für jeden Engländer einen doppelten Werth verleiht. Obgleich nun hier weder der Fußboden mit Teppichen belegt war, noch Bediente auf meinen Wink warteten, wie in einem Gasthofe, so sah ich mich doch einem hellbrennenden Feuer gegenüber, mit dem selbst ein Lord zufrieden gewesen sein würde, neu belebt. Durch die Wärme vergaß ich meine Müdigkeit und meinen Hunger bis zu dem Augenblicke, wo ich die Wirthin zwei Tassen nebst den andern Theegeräthschaften aus dem Schrank hervorlangen sah. Ich erwarte meinen Sohn, sagte sie, wenn er müde von seinem Tagewerk heimkehrt, muß Alles bereit stehn.

Zehn Minuten später trat ein kräftiger Bursche ein, der einen Sack mit Tischler-Geräthschaften unter dem Arme trug. Er setzte sich an die andere Seite des Feuers, während seine Mutter den Thee bereitete. In diesem Augenblick konnte ich mich des Gedankens nicht enthalten, daß auch ich eine liebe Heimath und eine zärtliche Mutter gehabt, daß ich Alles durch meine Schuld verloren, und daß ich jetzt ein armer Landstreicher sei. Unterdeß hatte die Wirthin zwei ungeheure Theezwiebäcke aus dem Schranke geholt, welche sie röstete. Das Wasser sprudelte in der Kanne, ein duftiger Geruch durchströmte das Zimmer, Mutter und Sohn traten an den Tisch und schlossen mich dadurch unwillkührlich von ihrem Genusse aus. Jede dieser Wahrnehmungen, welche durch mein langes Entbehren und meine fieberhafte Aufregung sich mir ungemein schmerzlich aufdrängten, vergrößerte das Gewicht, mit welchem

meine schreckliche Lage auf mir lastete. Ich brach in mir zusammen und einige Thränen benetzten meine Augen. Die gute Alte bemerkte es, obgleich ich den Kopf abgewendet hatte, und einen Augenblick später stand eine dritte Tasse auf den Tisch. Soll ich gestehen, daß mein Herz schlug, als ich diese Zurüstungen sah? — Galten sie mir? Sollte ich bei diesem armen Weibe mehr Barmherzigkeit finden, als bei dem Reichen und Glücklichen? Meine Zweifel waren nicht von langer Dauer. Als ich die Tasse, die für mich bestimmt war, gefüllt sah, blickte ich mich nach der Thür um, in der Furcht, daß vielleicht ein Gast eintreten würde, aber nein. Endlich sagte die Wirthin zu mir mit einer Stimme, die mich weder Mistreß Siddons noch Miß O'Neil's hat vergessen lassen: Nun, junger Mann, wollen Sie nicht näher treten? Lassen Sie den Thee nicht kalt werden. — O, Madame, entgegnete ich, Sie sind zu gütig, aber ich kann nicht — —. — Sie können nicht? Und wer hindert Sie daran? — Sie wissen, daß ich nicht — —. — Ich weiß, junger Mann, daß Sie thun müssen, was ich Ihnen sage; das ist mein Sohn; ich würde es sehr hart finden, wenn der arme Junge nach einem beschwerlichen Marsche und ohne Geld in der Tasche nicht eine mitleidige Seele fände, welche ihm ein Stückchen Zwieback und eine Schaale Thee schenken wollte.

Meine lieben Freunde, fuhr der Erzähler fort, ich habe später mehr Geld erworben, als ich gebrauchen konnte, meine ehrgeizigsten Wünsche sind erfüllt worden, aber nie habe ich den Thee dieser vortrefflichen Frau vergessen, und nie habe ich ein größeres Vergnügen empfunden, als da ich ihr später den Ertrag einer Vorstellung, die ich eigens zu diesem Zwecke gegeben habe, trotz ihres Sträubens schenken konnte. Doch keh-

ren wir zu meiner Geschichte zurück, wenn ich die Gesellschaft damit nicht langweile?

Ich glaubte, die letzte Frage sei in Gesellschaft einiger Fürsten und anderer sehr reichen Leute, die den Hunger nicht einmal vom Hörensagen kannten, gewiß nicht überflüssig. Was mich betraf, mich interessirte diese elegische Geschichte in ihrer rührenden Einfachheit und Wahrheit so, daß ich sicher ein Paar Dutzend andere Geschichten, die vielleicht Viele bei weitem unterhaltender finden würden, dafür hingegeben hätte. Zu meiner großen Verwunderung aber schienen die Prinzen und Fürsten ebenfalls ganz Ohr zu sein und baten unsern Freund Schauspieler seine Geschichte weiter zu erzählen.

Während wir nun den Thee tranken, fuhr dieser jetzt fort, sagte der Sohn: wissen Sie Mutter, daß die Schauspieler in B... sind, und daß sie gestern Abend gespielt haben? Der Saal war ganz gefüllt. Heute Abend geben sie Othello. — Warum stiegen mir diese einfachen Worte wie ein kostbarer Wein zu Kopfe? Als ich von Schauspielern und Erfolg reden hörte, war es mir, als ob die Sonne des Glücks wieder für mich aufgegangen sei. Kaum schlief ich, und um 6 Uhr Morgens war ich schon wieder auf den Beinen. Mein Frühstück erwartete mich. Ich wollte Umstände machen, aber die gute Frau nahm keine Einrede an, und als ich ihr mein Halstuch überreichte, sagte sie: Behalten Sie es, mein Kind, und möge der Segen einer armen alten Frau Sie begleiten. Sie werden vielleicht lachen, wenn ich Ihnen sage, wie ich diese rührende Anrede erwiederte, und glauben, daß nur ein Komödiant so etwas vollführen könne, aber ich kann Ihnen versichern, daß es mir aus dem tiefsten Herzen kam, als ich mich weinend ihr an den Hals hing. Ich dachte wieder an meine Mutter und an meine traurige Lage.

Als ich zwei Stunden später in der kleinen Stadt B... anlangte, ging ich geradesweges nach der Scheune, welche der Sitz des Schauspiels war. Der Director war abwesend, von Stunde zu Stunde ließ man mich seine Rückkehr hoffen, aber ich konnte ihn erst um 2 Uhr Nachmittags sprechen. Der große Mann rauchte seine Pfeife und trank Grogh mit seinen beiden ersten Künstlern und einigen Kaufleuten. Das gab mir eine hohe Meinung von der Einnahme des vorigen Tages. Setzen Sie sich, sagte der Director, und sagen Sie mir, was Ihnen zu Diensten steht. Ich erklärte ihm sehr bescheiden, zu bescheiden vielleicht, was ich wünschte. Er hörte mich theilnehmend an, aber mit Einem Worte stürzten alle meine Hoffnungen um. Junger Mann, sagte er, Sie sind viel zu jung, ich habe keine Stelle für Sie. Aber ich hoffe, daß Sie einen Schnitt Brod und eine Pinte Ale nicht ausschlagen werden.

Nachdem ich mein Mahl beendet, ließ mir der gewaltige Mann eine Pfeife und ein Glas Grogh reichen. Ich war mit Allem sehr wohl zufrieden, aber ich war doch immer nicht engagirt. Die Unterhaltung hatte ihren Fortgang, und ich erfuhr, daß die gestrige Vorstellung die ungeheure Summe von 27 Pfund 8 Sch. eingetragen hatte. Obgleich es mir schwer ankam, so vielem Glücke Lebewohl zu sagen, so stand ich doch auf, um mich zu entfernen, obgleich ich nicht wußte, wohin ich meine Schritte lenken sollte. Als ich indeß meinen ehrenwerthen Collegen eine letzte Verbeugung machte, sagte der Director zum ersten tragischen Helden, einer majestätischen Person mit einem braunen Barte: „Auf, Romeo, löse die Schnüre. Unser junger Mann ist, wie Du siehst, von Allem entblößt, und die rauhe Jahreszeit ladet nicht zum Reisen ein, wenn man nicht die Mittel hat, das harte Herz der Wirthe zu rühren."

So angeredet konnte der Mann nicht weniger thun, als eine halbe Krone auf den Tisch zu werfen, sein komischer Kollege ahmte ihm nach. Ich war nun wider reich. Der Director schüttelte mir herzlich die Hand und wünschte mir Glück. Ich machte mich wieder auf den Weg und war schon eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, als ich hinter mir rufen hörte: Herr Schauspieler! Herr Schauspieler! Der Director möchte Sie sprechen.

Es läßt sich denken, daß ich eiligst umkehrte. Es scheint, daß der tragische Held zwei Minuten nach meiner Entfernung den Vorschlag gemacht hatte, aus den fünf oder sechs Hauptantheilen einen halben für mich zu bilden, und mir die Aufsicht über die Kostüme und Dekorationen zu übertragen; außerdem sollte ich einige Nebenrollen übernehmen. Ich blieb ein halbes Jahr bei dieser Truppe, und wurde im Ganzen so vom Schicksale begünstigt, daß ich durchschnittlich 15 Schillinge wöchentlich einnahm, was mir gestattete in Zeit von einem halben Jahre 4 Pfund zurückzulegen.

In fünf Monaten hatte überdies einer der besten Schauspieler die Truppe verlassen, und man erlaubte mir in seinen Rollen aufzutreten. Ich fand Beifall, und war später so glücklich die Gunst einer schönen Schauspielerin zu erwerben, welche als Stern erster Größe am Londoner Theaterhimmel glänzte und mich dem Director in Glasgow empfahl. Ich wurde für 2 Pfund wöchentlich engagirt. Von da an glückte mir Alles. Zwei Jahre später debütirte ich in London und fand bald ein dreijähriges Engagement zu 16, 18 und 20 Pfund wöchentlich. Jetzt bin ich Einer der bestbesoldetsten und renommirtesten Künstler, und könnte schon allein von dem glänzend leben, was ich auf meinen Ferienreisen erwerbe."

So weit ging die Geschichte des Engländers. Zum Schluß

gab er uns aber noch einige sehr amüsante Geschichtchen aus dem Leben seiner Freunde zum Besten.

Munden, Cooke, Incleden und ein halbes Dutzend andere Schauspieler, außer mir, erzählte er weiter, speisten in einem Wirthshause in der Nähe von Bow-Street, nach dem Essen wurde der Vorschlag gemacht, denjenigen der Anwesenden einen Monat lang zu tractiren, welcher der Gesellschaft ein gutes Mahl kostenfrei verschaffen würde. Cooke übernahm dies, und obgleich die Wirthin als eine sehr vorsichtige Person bekannt war, wählte er doch gerade sie. Es wurde geschellt und sie erschien.

Herr Munden und ich, sagte er zu ihr mit einem gewissen Nachdruck, haben ein Mahl für 12 Personen nebst Wein verwettet; da aber die Sache, auf welche wir gewettet haben, nicht unmittelbar entschieden werden kann, so wünschen wir zu wissen, ob Sie einstweilen das Mahl am Sonntage liefern wollen. Der Verlierende wird bezahlen, sobald die Sache entschieden sein wird. Sind Sie damit zufrieden?

Da Cooke und Munden als Leute von Wort bekannt waren, so hatte die Wirthin nichts einzuwenden. Das Mahl wurde bestellt und verzehrt. Die Rechnung belief sich auf 30 Pfund und wurde auf den Namen von Munden oder Cooke geschrieben.

Ein Monat verging, ohne daß von der Sache weiter die Rede war, da wagte endlich die Wirthin schüchtern nach dem Ausgange der Wette zu fragen. „Noch nicht entschieden", versetzte Cooke mit der größten Kaltblütigkeit. Von Monat zu Monat wurde die Frage erneuert, ohne daß die Wirthin eine andere Antwort erhielt, als: „noch nicht". Endlich verlor die gute Frau die Geduld und wollte wenigstens wissen, welches der Gegenstand dieser Wette sei. „Sie sind wirklich sehr vor-

eilig, sagte Cooke, indeß ist kein Grund vorhanden, weshalb wir Ihre unnütze Neugierde nicht befriedigen sollten. Wir haben gewettet, ob die St. Paulskirche, wenn sie einstürzen sollte, nach Norden, nach Süden, nach Osten oder Westen fallen würde."

Die Wirthin war wüthend und drohte mit einer Klage; Cooke lachte aber dazu, und da sie doch eine so achtbare Tischgenossenschaft nicht beleidigen wollte, so nahm sie zu Bitten ihre Zuflucht. Cooke belustigte sich damit, sie drei Jahre lang hinzuhalten und bezahlte endlich die Rechnung, jedoch mit der Bemerkung, daß er noch nicht dazu verpflichtet sei.

Wir lachten Alle recht herzlich zu dieser so höchst originellen Geschichte, und unser Freund fühlte sich hierdurch ermuntert, noch einige andere ähnliche Geschichten hinzuzufügen und schloß dann mit folgender für den Journalismus unserer Zeit höchst charakteristischen Geschichte.

Ein junger tragischer Schauspieler von angenehmem Benehmen, aber mittelmäßigen Anlagen, trat vor einiger Zeit in einem großen Theater als Romeo auf und fiel gänzlich durch. Er wurde hierauf zu unbedeutenden Rollen verwendet, mit eben so wenig Erfolg; in den kleinsten Rollen wurde er ausgepfiffen, und mußte endlich das Schauspiel verlassen. Der unglückliche junge Mann war der Verzweiflung nahe. Ein Feuilletonist, den sein Zustand jammerte, führte ihn eines Abends nach der Taverne von Wrekin und stellte ihn dem Gerichte unserer dramatischen Kunstrichter vor. Diesen setzte er die wahre Sachlage auseinander und schimpfte über die Unverschämtheit des Publikums, das sich erlaube, einen Schauspieler zu verdammen, ehe die Presse ihn gerichtet habe. Am folgenden Tage erschienen drei Artikel in drei verschiedenen Blättern, in jedem verwunderte man sich, daß ein junges Talent

durch eine schamlose Intrigue von der Bühne verdrängt worden sei. Diese Taktik wurde fortgesetzt, und der Director wurde gezwungen, dem Schauspieler wieder Rollen zu geben. — Die Presse that ihre Schuldigkeit und unterstützte ihren Schützling. Das Publikum gerieth in Verwirrung und wüßte nicht, was es denken sollte. Der junge Schauspieler faßte indeß wieder Muth, machte Fortschritte und erhielt endlich ein gutes Engagement in der Provinz."

Diese Geschichte, welche mir damals als außerordentlich vorkam, erschien mir im Verlaufe meines eignen Künstlerlebens, als ich mit der Bühne und den Journalisten vertrauter wurde, durchaus nicht mehr so eigenthümlich. Es kamen mir oft genug ähnliche Dinge in gleichem und umgekehrtem Sinne vor.

Es gehen sicher ebensowohl bedeutende Talente durch die Ungunst der Journalisten und Kritiker verloren, als unbedeutende oft durch sie gehoben und dem Publikum aufgedrängt werden.

Es war indessen sehr spät geworden und wir machten Anstalt den angenehmen Zirkel der Madame Randow zu verlassen. Beim Verabschieden sagte sie:

Ich bin auch einmal Schauspielerin gewesen, und erinnere mich eben, daß sowohl die Kaiserin Katharina II., als die Königin Antoinette von Frankreich ihrer Zeit leidenschaftliche Schauspielerinnen waren. Wenn Sie mich recht bald wieder mit ihrem Besuche erfreuen wollen, dann will ich sehen, ob ich nicht auch Ihnen manches Interessante von diesen gekrönten Schauspielerinnen mittheilen kann.

Wir nahmen dieses Anerbieten mit Freuden an, und ich fand bald genug wieder Gelegenheit Madame Randow zu besuchen. Es war am Abende vor meiner Abreise von Moskau.

Hundertzweites Kapitel.

Zweite Soirée bei Madame Randow.

Seltsame Angewohnheiten der größten Komponisten. — Urtheil eines Hindostani über Tänzerinnen. — Königliche und Kaiserliche Schauspieler. — Katharina II. und Maria Antoinette.

Am Abend vor meiner Abreise, als ich die Madame Randow zum letzten Male besuchte, fand ich abermals eine kleine Gesellschaft großer Geister bei ihr versammelt, die sich durch ihre gegenseitigen Mittheilungen so gut amüsirten, wie man sich in einer russischen Stadt nur irgend amüsiren kann. Es war an diesem Tage ein neuer Fremder, der Komponist E. . ., in den heitern Abendzirkel der Madame Randow eingeführt worden, und er mußte, wie jeder Fremde, einer herkömmlichen Sitte nach, eine Episode aus seinem Leben und seinen Erfahrungen der Gesellschaft zum Besten geben, wenn er das Recht gewinnen wollte, bei der Madame Randow heimisch zu werden.

Ich selbst hatte mich diesem liebenswürdigen Hausgesetze bei meinem ersten Besuche ohne Zögern unterzogen, und meine Erzählung hatte mir einen Freund erworben, der mir später ein wahrer Freund in der Noth geworden ist.

Unser Virtuose, der fast ganz Europa durchreist war, und

alle großen Komponisten kennen gelernt hatte, erfüllte nun seine Aufgabe, indem er uns einige sehr interessante Notizen von den größten Künstlern der Neuzeit mittheilte.

Wenn Rossini eine Partitur schreiben wollte, dann lud er seine Freunde zu einem italienischen Mahl. Bei Tische sprach man von allen möglichen Gegenständen, nur von Musik durfte man nicht reden. Wenn dann von den Dünsten des Johannisberger und von perlendem Champagnerschaum jeder Gast auf die Lehne seines Stuhls zurückgesunken war, dann entschlüpfte Rossini, schloß sich zu Hause ein, griff nach dem Notenpapier und ließ seine Feder mehrere Stunden hintereinander darüber hinspazieren. So, ohne ein Piano zu berühren, ohne nach Accorden zu suchen, durch die Macht seines Genies und seines Gedächtnisses allein, improvisirte er eine Oper, so entstand „Graf Ory".

Dem berühmten Komponisten des „Wilhelm Tell" ist nichts unerträglicher als die Ausführung seiner eigenen Musik in seiner Gegenwart.

Andere Eigenthümlichkeiten hat Meyerbeer, der Mann mit den schwermüthigen Melodien, dem grandiosen Gesange, den gewichtigen, schmerzvollen Noten. Er sitzt einsam in seinem Stübchen eingeschlossen, allen Augen entzogen. Er hört den Sturm sausen, der Regen fällt in Strömen herab. Die Vorübergehenden flüchten sich unter die Thorwege, ein Jeder flieht, um dem Orkan zu entrinnen, nur Einer ist entzückt über diesen Aufruhr in der Natur, über diese Empörung der Elemente, dieser Eine ist Meyerbeer, dem die Gedanken mit der Arbeit kommen, und der dem Piano mit seinen Fingern die seltsamsten Effecte entlockt.

Ich hatte eines Tages einen Anlaß, dem Komponisten „Robert des Teufels" einen Besuch zu machen, ich ging zu

ihm und fand nur den jungen Meyerbeer, ein allerliebstes Kind von neun Jahren, ein köstliches deutsches Köpfchen, von herrlichem blonden Haar, wie von einem Goldrahmen, eingefaßt. Kann Herr Meyerbeer mich empfangen? fragte ich. — Nein, mein Herr, sagte das Kind, bei schlechtem Wetter ist Papa nie zu Hause, wollen Sie ihn treffen, so kommen Sie wieder, wenn das Wetter schön ist. Er kehrt erst bei Sonnenschein zurück.

Von diesem berühmten Israeliten wollen wir uns zu seinem französischen Glaubensgenossen wenden, seinem Bruder in der Kunst und in der Religion. Er lebt beständig in der Gesellschaft zweier junger Damen, die durch ihre Sorgsamkeit ihm unentbehrlich geworden sind, der Geschwister Halevy. Dieser gewissenhafte Tonarbeiter arbeitet langsam und mit Bedacht, er mißtraut seinen ersten Eingebungen und bessert hundertmal an seinem Werke, ehe er es abschreiben läßt. Wenn seine Phantasie sich sträubt, wenn die Gedanken nicht fließen wollen, bedient Halevy sich eines wunderwaren Mittels, um in Zug zu kommen. Es wird ein Theekessel voll Wasser über Feuer gesetzt, und sobald das Wasser anfängt zu kochen, giebt das einförmige Getöse, welches der Dampf verursacht, der Einbildungskraft des Meisters sogleich einen mächtigen Schwung.

Oft sieht man in Frankreichs wunderlicher Residenz einen Herrn im Galopp auf schnaubendem Rosse dahersprengen. Es folgt dem Impuls der Zügel, es fliegt, es verschlingt den Raum. So hat der Reiter „den schwarzen Domino", „Fra Diavolo", „die Krondiamanten" und eine Menge andere Meisterwerke geschrieben. Diese körperliche Bewegung schlägt die Funken aus seinem Geiste. Die Melodien, die ganzen Musikstücke, die Quartuor's, die Cavatinen, die Rondo's entstehen

wechselweise auf diesem diabolischen Ritt. Auber's Gaul ist der einzige, den man Pegasus nennen könnte, ohne sich eine mythologische Lüge zu Schulden kommen zu lassen.

Man hat mir erzählt, wie Auber einen seiner schönsten Chöre komponirte. Sie werden ohne Zweifel wissen, welche Volksmenge jeden Morgen den Markt des Innocenz belagert. Eines Tages jagte ein Reiter mit seinem Roß, ungeachtet der Vorstellung der Stadtsergeanten, mitten in dieses Gewirr. Die Katzenmusik, welche ihm dieses unbesonnene Wagniß eintrug, läßt sich nicht beschreiben, Stammhalter der Halle', Fischweiber, Gemüsehändler, Friedensbeamte, Alles erfüllte die Luft mit lautem Geschrei. Der Reiter aber entwischt glücklich und vergnügt aus der Mitte dieses Getümmels.

So fand Auber den Marktchor zu „der Stummen von Portici".

Der Künstler, der uns „die Sennerhütte", „den Postillon von Lonjumeau", und so viele andere hübsche Opern gegeben, die sich verdienter Popularität erfreuen, komponirt seine Partituren auf sehr sonderbare Art. Nach der Mahlzeit legt sich Adolph Adam auf sein Kanapee, läßt sich bis zur Nase mit Eiderdünen zudecken, selbst in der größten Sonnenhitze, und sich dann seine beiden ungeheuer großen Katzen, die eine auf seinen Kopf, die andere auf seine Füße setzen. In dieser Lage, die zum Ersticken ist, findet er seine reizende Melodien, denen das Publikum in seinem (damals) eben neu erschienenen Ballet: „Gisello", abermals aufrichtigen Beifall klatschte.

Seit einigen Jahren besteht in der Passage du Saumon ein Modemagazin, welches Madame Morel hält. Die Demoiselles dieses Magazins bemerkten schon lange jeden Abend einen großen, trocknen Mann, der immer durch die Fenster guckte. Anfangs wunderten sich die Modistinnen darüber nicht

besonders wenn sie ihre frischen Gesichter im Spiegel sahen, meinten sie, die Dreistigkeit jenes Mannes habe ihre mildernden Umstände. Als man aber fand, daß dieses Benehmen bereits zwei Monate dauerte, und daß noch immer kein Briefchen, keine Liebeserklärung erfolgte, da erhob sich ein allgemeiner Schrei der Entrüstung. Es wurde gegen den Sonderling Sturm gelaufen. Was haben Sie da seit einem Vierteljahr zu schaffen? fragte ihn eine der Demoiselles. — Ich suche! lautete die Antwort. — Sie suchen? Was denn? Was können Sie in unserm Magazine suchen? fragte die Modistin. — Ich suche das Finale zum dritten Akt des „Herzogs von Alba". Der Fremde hieß Gaetano Donizetti. So komponirt der Autor der „Lucia du Lammermoor", indem er einhergeht und ganze Monate lang sein Auge auf einen und denselben Gegenstand heftet.

So unendlich groß — so schloß der Fremde seine interessante Mittheilung — ist die Geschichte der Eigenheit des Talentes, ich könnte noch viel ähnliche Dinge von allen bekannten Tonsetzern erzählen, aber ich glaube, daß die Gesellschaft sich für diesen Abend mit meiner kleinen Probe genügen wird.

Ich fragte den Erzähler, mit welchem ich im Laufe des Abends ein sehr angenehmes Gespräch anknüpfte, ob er nicht auch die besondern Eigenheiten unserer berühmtesten Tänzerinnen kennen gelernt habe, was er jedoch verneinte. Aber eine Kuriosität kann ich Ihnen doch auch auf diesem Gebiete mittheilen, meinte er. Sie kennen Indien, Sie gestehen, selbst eine halbe Indianerin zu sein, und Sie wissen es gewiß am besten zu beurtheilen, auf welche Weise die Hindostani ihre Bajaderen verehren. Was sagen Sie nun zu folgendem Urtheil eines Hindostani, des Hendschibeu Mermendschi aus Bombay, welcher in seinem Tagebuche, das er über seinen drei-

jährigen Aufenthat in London herausgegeben hat, folgendermaßen über die Ballette spricht:

Eine Menge weiblicher Personen, Alle sehr hübsch und Eine genau wie die Andere gekleidet, hüpften auf der Bühne herum und führten schwierige Stellungen aus, indem sie das eine Bein wagerecht ausstreckten und auf dem andern sich rasch herumwirbelten. Es war den letzten Abend, an welchem Demoiselle Taglioni, die Lieblingstänzerin der Franzosen, in England tanzen sollte, und unser Begleiter fragte mich sehr oft, wie mir ihr Tanz gefiele. Er für seinen Theil war ganz entzückt davon, ich aber fand sehr wenig Geschmack an demselben und staunte nicht wenig, als ich erfuhr, die Dame habe für jeden Abend, an dem sie auf der Bühne tanzte, 150 Guineen erhalten! Also 150 Guineen verdient man sich in England, wenn man, wie eine Gans, geraume Zeit auf einem Beine stehn, das andere Bein ausstrecken, sich in dieser Positur drei- oder viermal herumschwingen und außerdem noch ein Dutzend Bocksprünge hinüber und herüber machen kann. Alle die Kunststücke dieser Dame können zusammengenommen nicht eine Stunde Zeit ausgefüllt haben, und für diese Stunde hat sie jeden Abend mehr Geld eingenommen, als sechs Weber in Spitalfields, die so schöne Seidenstoffe weben, wenn sie täglich 14 Stunden arbeiten, in zwölf Monaten zu erwerben fähig sind! — Ueberzeugten mich nicht viele andere Beispiele, daß die Engländer ein sehr kluges Volk sind, so müßten wir sie für große Narren halten, daß sie eine tanzende Puppe so übermäßig bezahlen."

Ich muß gestehen, daß mich diese Mittheilung nicht wenig frappirte, und ich sagte dem Fremden, daß der gute Hindostani ein geborener Feind der Tänzerinnen überhaupt sein müsse, um so wenig mit dem Geistigen und Poetischen eines

künstlerischen Tanzes, das sich ja selbst schon in einem so hohen Grade bei seinen indischen Bajaderen finde, vertraut zu sein.

Der Abend, welcher uns so viel Interessantes gebracht hatte, war nun fast zu Ende, und die Gesellschaft schickte sich an, das gastfreie Haus der Madame Randow zu verlassen. Da mir ein so schöner Genuß nicht mehr bevorstand, so bat ich die Madame Randow, uns noch an diesem Abende ihre uns zugesagten Mittheilungen über königliche Schauspieler und Schauspielerinnen zum Besten zu geben. Sie war auch so gütig, auf diese Bitte sofort einzugehen, und erzählte uns eine Menge höchst interessanter Thatsachen, von denen ich indeß hier nur den Schluß, welcher mir besonders gefiel, mittheilen will:

Katharina II. kehrte von jener berühmten Reise an die Ufer des schwarzen Meeres und durch die Einöden der Krimm zurück, die zu einer so verschwenderischen Pracht und zu so eigenthümlichen Festlichkeiten Veranlassung gab. Auf ihrem Wege lag das Schloß des Grafen Scheremeloff. Hier war Alles vorbereitet, um sie mit ihrem ganzen Hofstaate aufzunehmen. Abends ließ der Graf der Kaiserin zu Ehren eine Oper aufführen und führte dieselbe in einen glänzend erleuchteten Saal, wo ein zahlreiches Orchester die herrlichsten Symphonien spielte. Die Schauspieler agirten mit Geist und Feuer, und alle Sängerinnen und Tänzerinnen von Wien, Paris und London würden mit Neid auf die Leistungen der Damen geblickt haben, denen es weder an Schönheit, noch an Talent, Schmuck und Anmuth gebrach. Nach beendigter Vorstellung fragte man den Bojaren, von wo die Truppe hergekommen sei, worauf er ganz einfach erwiderte: Musiker, Schauspieler und Schauspielerinnen, so wie Dichter des Stücks, sind

alle meine Sklaven, aber sie sind sehr gut eingeübt, wie Sie wohl sehen.

Zu jener Zeit war Rußland und insbesondere Katharinens Hof in einer merkwürdigen Verfassung. Die Grenadiere, welche vor dem Thore des Kaiserlichen Palastes auf Wache standen, waren noch wirkliche Barbaren, die von der Civilisation nichts als die tödtliche Waffe entlehnt hatten, mit denen sie den Schlaf oder die Vergnügungen ihrer Gebieter beschützten. Die Hofleute aber, welche den weiten Palast bevölkerten, waren meist schon Alle auf den Teppichen zu Versailles umhergewandelt. Draußen heulte der Nordwind durch die unermeßlichen Höfe, thürmten sich Schnee- und Eisberge auf, und die Grenadiere erstarrten vor Frost; und einige Schritte weiter duftete der Weihrauch, war der Fußboden mit Rosenblättern bestreut, herrschte die milde Atmosphäre von Trianon, und das Theater der Eremitage war gewiß eines der pikantesten Liebhabertheater des achtzehnten Jahrhunderts.

Obgleich Katharina II. viel auf die Huldigung geistreicher Männer gab, so war sie doch keineswegs ein Blaustrumpf auf dem Throne, und würde der Krone niemals entsagt haben, um, wie Christine von Schweden, ihre Tage in gelehrten Studien zu verleben. Nichts war gewiß ihrer Natur mehr zuwider, als die Fadheiten eines Liebhabertheaters, sie bedurfte jedoch einer Geisteserholung, wie die Erholung den Politikern und überhaupt allen denen so nöthig ist, welche beständig einen bestimmten Gedanken im Kopfe herumtragen. Sie hätte vielleicht lieber den Kampf der Gladiatoren mit angeschaut, indeß mögen sich auch die verliebten Späße eines Potemkin, der zugleich weich und grausam, elegant und roh war, komisch genug, im Verein der anmuthigen Manieren eines Prinzen von

Ligne, dieses kosmopolitischen Weltmannes, den man überall festzuhalten bemüht war, komisch genug ausgenommen haben.

Der Palast der Eremitage selbst trug eigentlich seinen Namen mit Unrecht, denn man erstaunte über die Größe der Gemächer und Gallerien, die mit den Gemälden der größten Meister geziert waren, und war entzückt von dem lieblichen Wintergarten, wo das Grün, die Blumen und der Gesang der Vögel den Frühling Hispaniens mitten unter Eis und Schnee hervorzauberten. Dort versammelten sich nun die wenigen Auserwählten, und die beschränkte Anzahl der Gäste bildete einen lebhaften Contrast mit dem Glanze und dem Ueberflusse der Eremitage. Nichts konnte einen stolzern, aristokratischern Charakter tragen, als diese aus zehn oder zwölf königlich geschmückten Personen bestehende Versammlung, welche um sich und für sich allein in diesen unermeßlichen Sälen alle Schätze der Kunst und alle Wunder des Luxus vereinigt sah. Strahlende Kronleuchter vertausendfachten sich in den Spiegelwänden der tiefen Gallerien, die herrlichsten Gemälde, Blumenvasen, Draperien, Säulen und Vergoldungen schmückten diese glänzende Wüste, in der einige wenige Große dieser Welt umherwandelten, wie einsame Götter und gleichgültig auf diese wunderbare Schöpfung niederschauend. Wie man sagt, soll die Musik, welche auf die prosaischen Darstellungen, von den besten Meistern ausgeführt, folgte, auf die ganz positive Organisation Katharina's keinen besondern Einfluß ausgeübt haben, auf den Fürsten Potemkin aber, diesen phantastischen und poetischen Russen, der sich durch seine Launen eben so viel Berühmtheit erwarb, wie durch seinen Geist, wirkte sie mit mächtiger Gewalt.

Während Katharina II. der Schauspielkunst eine so prächtige Gastfreundschaft auf ihrem Theater der Eremitage berei-

tete, ließ Marie Antoinette ihr herrliches Lustschloß Trianon zu Bühnenspielen einrichten.

Die Königin von Frankreich liebte die Musik auf's Leidenschaftlichste, und es wurde auch vor allen andern zuerst eine Sängertruppe für Trianon organisirt. Sie begnügte sich aber nicht damit, aus einer Ecke ihrer Loge ruhig den bezahlten Virtuosen zuzuhören; ein so passives Vergnügen war nicht nach ihrem Geschmack, sie wollte selbst die Heiterkeit der Proben, die Aufregung der Scene, die ganze Thätigkeit eines dramatischen Lebens kennen lernen. Jemehr die Etikette sie zwang, am Tage ihre Königlichen Gewänder zu verlängern, desto kürzer ließ sie sich Abends ihre Röcke als Milchmädchen einrichten; sie spielte die Colette im „Devin de Village“ und die Gotte in der „Gageure imprévue.“ Die größte Schwierigkeit bestand darin, die für eine solche Schauspielerin passende Schauspieler aufzufinden. Zuerst hatten die Aufführungen in Trianon einen sehr patriarchalischen Charakter, Ludwig XVI. wohnte denselben fast allein bei, bewaffnet mit einem großen Schlüssel, von dem er zu seinem Vergnügen oft einen wenig ehrerbietigen Gebrauch machte.

Zu Anfang spielte nur der alte Graf von Adhemar mit der jungen Königin und sang mit meckernder Stimme, später aber langweilte Maria Antoinette dieses eheliche tête à tête, und man lud neue Zuschauer und neue Schauspieler ein. Monsieur und der Graf von Artois betraten auch diese Bühne und beider Charakter spiegelte sich deutlich in der verschiedenen Weise, wie sie die Sache behandelten. Monsieur studierte seine Rollen auf's Sorgfältigste ein und spielte sie etwas prätensiös und manierirt, der Graf von Artois (Karl X.) wußte die seinigen niemals auswendig, aber er spielte mit Geist, Hingebung und Anmuth, so daß er alle Zuschauer entzückte. Bald war

der Saal von Trianon zu klein für alle die, welchen man die Gunst zu Theil werden ließ, der Königin Beifall zu klatschen. Die Palast-Damen, die Offiziere der Leibwache und die Stallmeister des Königs und der Prinzen hatten dabei Zutritt, Ausschließungen erregten Feindschaft. Man hat oft die Prinzen wegen dieses Zeitvertreibes getadelt, den man im Innern der bürgerlichen Häuser doch gut hieß. Man warf dem Könige Schwäche gegen die Launen der Königin vor, und sprach von Intriguen, welche durch die Ungebundenheit des Theaters begünstigt wurden. Wie viel Verläumdungen man aber auch auf die unglückliche Marie Antoinette gehäuft hat, immer wird ihr Bild so in der Geschichte dastehen, wie der Fürst von Ligne sie schildert:

Ihr Antlitz und ihr Herz, schrieb er im Jahre 1789, sind eins so weiß wie das andere.

Was ist aus allen diesen lieblichen Tänzern und Sängerinnen von Trianon geworden? Die Revolution hat sie meist alle gewürgt. Die reizenden Köpfe sind unter dem Beile der Guillotine gefallen, und das Liebhabertheater von Trianon verwandelte sich in die tragische Schreckensbühne einer beispiellosen Zeit.

So veränderlich und wandelbar ist Alles im Leben. Wir werden oft genug daran erinnert. Doch vor Allem traurig ist es, ein so glänzend begonnenes Leben, ein Leben voll Freuden, Verehrung und Vergötterung, wie es Maria Antoinette geführt, so schmählich zu enden. Und dabei hatte sie nicht einmal den Trost, den Märtyrertod zu sterben. Sie starb, ein Königliches Opferlamm, unter den Klauen des grimmigen Thieres, das sich Volk nennt.

Indeß wurde ich selbst an mein eigenes wandelbares Leben erinnert. Es war Zeit, Moskau zu verlassen. Ich trennte

mich sehr ungern von dieser gastfreien, lebensvollen und antiken Stadt, aber ich war länger, als ich bestimmte, geblieben. Prinz L...w reiste weiter in's Innere Rußlands auf seine Güter. Ich wollte ihm dahin, trotz seiner dringenden Einladung, nicht folgen, und so nahm ich denn das Anerbieten des Grafen M..., welchen ich bei Madame Randow kennen gelernt hatte, und der mir für die Rückreise nach St. Petersburg seinen Wagen und seine Begleitung anbot, mit Freuden an.

Adieu denn, Moskau, Du alte heilige Stadt voll Verhängniß, möchte Deine Geschichte für das Volk, welches in Deinen Mauern wohnt, auch in aller Zukunft eine heilige, wunderthätige und beglückende sein.

Hundertdrittes Kapitel.

Im Postwagen.

Wie die Deutschen sind. — Reisegeschichtchen. — Ein alter Junggeselle.

Als ich in Petersburg ankam, hatte der Hof so eben wieder seine Residenz in Peterhof genommen. Die junge Großfürstin, Herzogin von Leuchtenberg, war von ihrer Reise in Italien zurückgekehrt, und ich hatte die Ehre von ihr eine Einladung zu erhalten und vor ihr tanzen zu dürfen. Von dieser schönen und leutseligen Fürstin reichlich beschenkt, mit Empfehlungen an einige russische Großen, welche in Berlin verweilten, und andere hohe Herrschaften, reichlich versehen, trat ich meine Reise nach der Residenz des Königs von Preußen, dem sogenannten Spree-Athen, an.

Die Reise von Petersburg nach Berlin bietet eben nicht viel Interessantes dar. Jedoch hatte ich einige angenehme Reisegefährten, Russen und Deutsche, und namentlich gaben sich die Letztern viele Mühe, mir von ihrer Nation eine möglichst hohe Meinung beizubringen.

Ich aber hütete mich wohl nach meinen Reisegefährten im Postwagen eine Nation zu beurtheilen, welche man die kosmo-

politische nennen könnte, denn man findet sie überall, sie wissen Alles, kennen Alles, und befreunden sich sehr bald mit den Gewohnheiten und Sitten aller Völker.

Was meine deutschen Reisegefährten anbetrifft, so waren sie weniger geistreich als die Franzosen, etwas liebenswürdiger als die Engländer, gutmüthig, gelassen, ruhig, aber sehr neugierig und ein wenig zudringlich.

Ich machte kein Geheimniß aus meiner Person, und sie wußten daher bald, wer ich war und was ich in Berlin wollte. Sie waren ganz entzückt, eine Tänzerin zur Reisegefährtin zu haben, und dazu noch eine Spanierin, und zwar eine solche, die vor dem Hofe in Petersburg getanzt hatte.

Ein Herr, es schien mir ein alter Junggeselle zu sein, dankte mir sogar ganz offen für die Ehre, welche ich seinem Lande und seiner Vaterstadt Berlin durch meinen Besuch erweisen wollte. Gott weiß es, wie viele Zungen ich hätte haben müssen, um alle diese Fragen zu beantworten, mit welchen mich dieser alte, deutsche Junggeselle in einem Athemzuge bestürmte.

Die Männer führen die Beweglichkeit einer Frauenzunge sprichwörtlich im Munde, es ist ein Unrecht, wie so Vieles, das sich die Männer, als der stärkere Theil, gegen unser Geschlecht herausnehmen, ich aber habe sehr oft die Erfahrung gemacht, daß eine Frau nicht den vierten Theil von dem zu beantworten im Stande ist, was ein so neugieriger Junggeselle zu fragen vermag.

Die Art und Weise, wie ein Deutscher im Postwagen mit einer Dame nähere Bekanntschaft zu machen sucht, habe ich sehr eigenthümlich gefunden.

Während der Franzose auf die leichteste und ungezwungenste Weise die Unterhaltung mit irgend einem geringfügigen

Gegenstande beginnt, und plötzlich, ehe man sich dessen versieht, das Herz der unbekannten Dame wie ein ihm anvertrautes Gut behandelt, beginnt der Deutsche zuerst mit den Augen, mit den Ohren zu sprechen, d. h. er horcht dem Gespräche der Andern zu, um dann die Notizen zur Anknüpfung einer Unterhaltung zu gewinnen, dann bedient er sich der Augensprache und mustert das weibliche Reisepersonal, um sich zuvörderst mit den etwaigen Reizen desselben so viel als möglich vertraut zu machen. Denn da ihm die Unterhaltung nicht so wie dem Franzosen und doch mehr als dem Engländer Bedürfniß ist, so sieht er sich wohl vor, ob der Gegenstand, mit welchem er sich in ein Gespräch einlassen will, auch dessen würdig ist. Hat er denn mit Benutzung zweier so kostbaren Organe, wie die Ohren und die Augen, sein Terrain sondirt, dann rückt er sich, wenn er zufällig neben einer Dame, der diese Beobachtungen galten, sitzt, dieser so nahe wie möglich, begrüßt sie mit einem möglichst liebenswürdigen und lächelnden Blicke, und nun beginnt nicht etwa eine Conversation — nein, ein Examen.

Sie kommen von Petersburg oder weiter her, wenn ich fragen darf?

Von Petersburg.

Sie sind keine Deutsche?

Nein.

Pause. Der alte Junggeselle räuspert sich ein wenig.

Das hört man. Ihrer Aussprache nach sind Sie — —.

Pause. Der Frager scheint eine Antwort zu erwarten, mit welcher man natürlich aus Höflichkeit bis zur Beendigung der Frage wartet.

Sie sind Französin, meine schöne Dame?

Hat ein Deutscher in seiner Anrede es erst so weit gebracht,

so viel Muth aufgewandt, meine schöne Dame zu sagen, dann rückt er sich wo möglich noch etwas näher, und man wird ein wenig unangenehm in seiner räumlichen Ausdehnung beschränkt. Das Gespräch wird zugleich etwas flüssiger, und die Dame muß, sie mag wollen oder nicht, ebenfalls allen Lakonismus bei Seite setzen, um ihren Platz am Ende nicht gänzlich einzubüßen und ihrem nächsten Nachbarn auf den Schooß zu kommen.

Man muß also rasch sagen: Verzeihen Sie, mein Herr, ich bin keine Französin, sondern eine Spanierin, ich war indeß einige Zeit in Paris, in London und in vielen andern Städten.

Man kann dreist hinzusetzen in Konstantinopel, in Pecking, in Algier und Gott weiß wo, der gute Deutsche wird nicht in die geringste Verlegenheit kommen, denn er kennt diese Städte gleichfalls alle sehr genau. Er ist jetzt in seinem Elemente und erzählt Dir eine Menge Dinge, welche Du unglücklicher oder glücklicher Weise schon weißt. In diesem Redestrom unterbrichst Du ihn endlich und frägst nach Dingen, welche Dir noch nicht bekannt sind, nach seinem eigenen Vaterlande, aber hier triffst Du sicher seine schwache Seite. Er kennt das Ausland, aber nicht sein Vaterland. Ich fragte meinen deutschen Junggesellen eine Menge Dinge, die er mir entweder gar nicht oder doch sehr unvollständig beantworten konnte, und doch waren es Gegenstände, welche ich nach einem zweitägigen Aufenthalt in der fremdesten Stadt kennen muß.

Das Reisen im Postwagen hat für eine lebhafte, unruhige und bewegliche Natur allerdings etwas sehr Unbehagliches, und man ist am Ende froh, wenn man nur plaudern kann. Man muß sich behelfen so gut es geht, mit vielem oder wenigem Geist, und so war ich sehr froh, als ich an meinem

alten Junggesellen das Talent Anekdoten zu erzählen und an einem andern Deutschen einigen Witz entdeckte. Ich war die einzige Dame im Postwagen, und die Herren wetteiferten, mir gefällig zu sein, und wenn ich so sagen darf, meine Eroberung zu machen.

Jedoch zeigte sich diese Liebenswürdigkeit nur am Tage. Sobald es Abend wurde und die Cigarrenstengel verglimmt waren, begann der alte Junggeselle zu meiner Rechten den Kopf hinten anzulegen, seine Mütze über die Augen zu schieben, und es währte nicht lange, so entstand ein harmonisches Geschnarche, dessen Klänge von den italienischen Serenaden sehr verschieden waren. Mein Nachbar Deutscher zur Linken konnte dieser für ihn so lieblichen Harmonie nicht wiederstehen, und ich saß zwischen zwei Schlafenden, deren Köpfe in einer geheimen Sympathie sich so lange zunickten, bis sie allmählig auf meinen Schooß glitten, welcher so gleichsam zur unfreiwilligen Herberge wurde.

Diese Situation war doch ein wenig zu unangenehm für mich, und, um ihre Wiederholung ein für allemal zu verhüten, mußte ich zu einer Repressalie meine Zuflucht nehmen. Ich bewaffnete mich mit so vielen Stecknadeln, als ich nur auftreiben konnte, die ich, die Spitzen nach außen gekehrt, an meinem Mantel anbrachte. Das stachlige Bette mißfiel meinen Reisegefährten auch in dem Grade, daß sie sich alle mögliche Mühe gaben, ihre Köpfe in der Schwebe zu halten und sie im schlimmsten Falle auf ihren eigenen Schooß zu legen. Zuweilen nahm ich mir auch die Freiheit sie aufzuwecken und zu ersuchen, mich ein wenig zu unterhalten, da es mir nicht möglich sei zu schlafen.

Der alte Junggeselle schien diese Aufforderung falsch zu verstehen. Er war sehr erfreut, daß ich mich so wenig schlaf-

süchtig zeigte, versprach mir feierlich, nicht eher wieder ein Auge zu schließen, bis sich der Schlaf auf meine seidenen Augenwimpern gelegt, und begann über meine Person eine Vorlesung zu halten, die mit meinem Haare begann und mit meinen Füßen schloß.

Ich hätte nie geglaubt, daß ein so alter Junggeselle noch soviel poetisches Feuer haben könne.

Aber ich bitte Sie, reden Sie doch von etwas Anderem, wenn Sie mich wirklich unterhalten wollen, sagte ich zu ihm, ich kenne mich zu gut, und Alles, was Sie mir da sagen, weiß ich auswendig. Ja, ich kann Ihnen sogar versichern, daß ich mich noch für weit schöner und reizender halte, als Sie mich da eben schildern. Sie scheinen mir hinter der Wirklichkeit noch sehr zurückzubleiben.

Ja, gewiß, rief er, ich gebe Ihnen vollkommen Recht. Die Sprache ist zu dürftig, um Ihnen auf diese Weise gerecht zu werden. Man kann es nur empfinden, und glauben Sie mir, meine Gedanken sind viel wahrhaftiger, als meine Worte.

Da es mir mißglückt war, den guten Mann in Verlegenheit zu bringen und seine Komplimente lächerlich zu machen, so bat ich ihn wieder einzuschlafen, wenn er keinen andern Gegenstand der Unterhaltung als meine Person wählen wollte.

O, versetzte er, Sie glauben nicht, wie wohlthuend es ist, in einer so finstern, nebelfeuchten Nacht, die selbst der Mond grollend flieht, ein Paar so hellblitzende Sterne, wie Ihre Augen, vor sich leuchten zu sehen.

In diesem Augenblick störte ein lautes: Ach! ach! den galanten Junggesellen aus seiner Verzückung. Dieses Ach! kam aus keinem andern, als aus seinem eigenen Munde. Ich weiß nicht, welche Bewegung er gemacht hat, vielleicht wollte er die Hände, fromm gefaltet, zu seinen Sternen, für welche er meine

Augen ansah, emporstrecken, und konnte in der Finsterniß nicht sogleich den rechten Weg zu ihnen finden, genug, er kam mit meinen Nadelspitzen in eine zu nahe Berührung, was ihm einen unwillkührlichen Schmerzenslaut erpreßte.

Ich glaube, sagte er mit entsetzter Stimme, Sie haben Dolche!

Meinen Sie meine Augen? fragte ich ihn.

Ach! Ihre Augen sind so sanft wie Mohnkörner, rief er mit komischem Pathos, ich begreife nicht, was an Ihnen so stechend sein kann.

Ein neues Ereigniß hinderte mich, auf diesen Ausruf eine Antwort zu geben. Mein Nachbar links begann plötzlich wie ein Rasender um sich zu hauen, und da mich mehrere seiner Schläge etwas unsanft berührten, so war der Junggeselle so freundlich mir seinen Eckplatz abzutreten, um die Schläge des Tobenden aufzufangen. Der Arme träumte, daß ihm seine Nachtmütze gestohlen werde, zu deren ritterlichen Vertheidigung er seine Fäuste so tapfer in Bewegung setzte. Der Junggeselle suchte ihn zu ermuntern, der Träumende erwachte und rief: Das war ein böser Traum! Ein Dieb wollte mir meine Mütze stehlen, und da ich sie festhielt, wollte er mir den Kopf herunter schneiden. Denken Sie sich, meine schöne Nachbarin, welch eine gräßliche Situation, so bei lebendigem Leibe den Kopf zu verlieren.

Der Gute wußte nichts von dem Austausch unserer Plätze und glaubte, daß ich noch an seiner Seite sitze. Er konnte sich noch nicht ganz ermuntern, und in diesem schlaftrunkenen Zustande umfaßte er den alten Junggesellen an seiner Seite, umarmte ihn recht brüderlich und küßte ihn ab.

So lassen Sie mich doch los, rief der arme Gepeinigte, Sie erwürgen mich ja, was soll denn das bedeuten? — Glau=

ben Sie, daß ich ein hübsches Mädchen bin? — Sie irren sich.

Nun kam der Träumer endlich vollständig zur Besinnung, er rieb sich verdutzt die Augen und zündete sich eine Cigarre an, um bei ihrem Schein das Innere des Wagens zu übersehen. Dann sagte er melancholisch:

Ach, meine schöne Nachbarin sitzt nicht mehr neben mir. Das ist Ihre Schuld, mein Herr, warum haben Sie mich von dieser Veränderung nicht in Kenntniß gesetzt?

Diese komische Scene hatte indeß doch ihr Gutes. Die Reisegesellschaft wurde vollkommen munter, das Gespräch wurde flüssig, der Tag begann zu grauen, wir näherten uns der Station, wo wir unsern Kaffee einnahmen. Es kam eine neue Reisegefährtin hinzu, welche ihren Platz mir gerade gegenüber nehmen mußte. Dieses vis-à-vis war eine recht freundliche Erscheinung, es war eine junge, lebenslustige und muthwillige Dame, welche mir während der ganzen Reise muthig beistand, den Herren Reisegefährten, welche aus der Nachbarschaft im Postwagen verschiedene Rechte herleiteten, in allen Dingen die Spitze zu bieten.

Auf diese Weise vertrugen wir uns ziemlich gut, unterhielten uns, so gut man sich im Postwagen unterhalten kann, aßen, tranken, schliefen, plauderten, berechneten unsere Ankunft in Berlin, wie die Kinder ihre Freistunden, bis unser Wagen endlich über Berlins Straßenpflaster hinrollte und der alte Junggeselle begeistert ausrief:

Donna, das ist unser schönes, heiteres und lebenslustiges Berlin, hier ist es anders wie in Petersburg. Hier kann man leben wie man will. Hier befinden Sie sich am Busen der europäischen Civilisation. Hier ist das Athen der modernen Welt. Hier wird mit jedem Kinde ein Sokrates geboren.

Hier ist die Stadt der schönen Damen und der glücklichen Junggesellen!

Mit diesen Worten stieg der Junggeselle aus dem Wagen, war dann so freundlich mir herauszuhelfen und nahm Abschied von mir mit der Bitte, mich in meinem Hotel besuchen zu dürfen.

Wenn dieser alte Berliner so viel Feuer hat, wie müssen denn die jungen Herren Berliner sein? dachte ich, als ich nach meinem Hotel fuhr. Ist Berlin vielleicht das Paris des Nordens?

Nous voyons!

Hundertviertes Kapitel.

Berlin.

Erste An- und Umsicht. — Die Königsburg. — Der grüne Hut. — Ein altes Rathhaus. — Preußens Geschichte. — Die Goldmacher.

So war ich denn abermals in einer mächtigen großen Stadt, in einer Königlichen Residenz, die ich nicht kannte, und die mich eben so wenig kannte — für eine Künstlerin ein doppelt schlimmer Umstand. Ich war indeß mit diesem Leben endlich vertraut geworden, und es war mir gar nicht bange, in Berlin diejenige Aufnahme zu finden, welche ich in Paris und Petersburg gefunden hatte.

Wie in jenen Städten, so stürzte ich mich denn auch in Berlin mitten in das Leben, durchstrich die Stadt nach allen Theilen, setzte mich mit den Menschen und Dingen in Berührung und ließ im Uebrigen mein Verhängniß walten.

Mein Hotel verließ ich sehr bald, und miethete mich in einer Privatwohnung, in einer der schönsten Straßen der Stadt, nahe den Linden, ein.

Meine Empfehlungen übersandte ich theils den Adressaten, doch die wenigsten gab ich in Person ab, und ich hatte das Vergnügen, sehr bald die Besuche einiger Herren zu empfan-

gen, welche mir für die Dauer meines Aufenthalts in der preußischen Residenz bereitwillig in jeglicher Beziehung ihren Beistand anboten.

Ich nahm dieses gütige Anerbieten, welches mir mehrere Herren machten, zunächst von Demjenigen an, welcher mir am besten gefiel.

Der Herr v. K... zeigte mir alle Merkwürdigkeiten der Stadt, die königlichen Schlösser, deren in Berlin zwei sind, das Museum, das Zeughaus, mehrere prinzliche Paläste, die Akademie und einige recht hübsche Kirchen.

Während ich Alles, was in der Stadt besonders Merkwürdiges ist, sah, ersuchte mich der Herr v. K... um mein Urtheil.

Ich will Ihnen das mit wenigen Worten sagen, versetzte ich freimüthig. Berlin hält weder mit Paris noch mit London den Vergleich aus. Berlin ist ein halbes St. Petersburg.

Sie glauben also, daß Berlin eine kleine Copie dieser nordischen Stadt ist? fragte mich v. K... verwundert.

Das will ich damit nicht sagen, vielmehr hat Petersburg Berlin in vielen Beziehungen copirt, nur ist diese Copie in einem großartigern Maaßstab ausgeführt.

Aber, ich bitte Sie, versetzte v. K..., das Leben und Treiben ist ja in Berlin ein ganz anderes als in der russischen Residenz.

Das leugne ich nicht, Berlin ist weit lebendiger als Petersburg, es ist hier mehr Regsamkeit, mehr Bewegung, man sieht, daß es hier einen Bürgerstand giebt, ein Volk. Während in Petersburg der Beamte den Militärrock anzieht, und nur so in der Gesellschaft seine Geltung findet, scheint hier der Civilrock einen bedeutend überwiegenden Einfluß auszuüben.

Und dennoch nennen Sie Berlin ein halbes Petersburg?

Ich kann auch diese meine Behauptung nicht zurücknehmen, trotz Allem, was Berlin von Petersburg so wesentlich unterscheidet, ist es dieser Stadt ähnlicher als irgend einer andern Residenz. Wenn ich die weitgespreitzten Häuser Ihrer Stadt betrachtete, kam es mir immer vor, als seien es Brüder oder gutbekannte Freunde der Petersburger Häuser.

Petersburg, versetzte Herr v. K..., besitzt kein Haus, welches älter als anderthalb Jahrhundert ist, Berlin hat Häuser, welche vier Jahrhunderte zählen.

Mit diesen Worten zeigte er mir die große königliche Burg an der Spree, welche allerdings grau genug aussah und ein hohes Alter verrieth. In Petersburg würde man es nicht über sich gewinnen können, ein so großartiges Gebäude, welches so erhabene Dimensionen zeigt, so verwittern zu lassen. Aber der König von Preußen soll das Alterthümliche sehr lieben.

Der Herr v. K... führte mich nun in das Innere der Residenz. Erst jetzt gewahrte ich den großen Umfang derselben. Die Höfe, welche die verschiedenen Theile der Burg trennen, sind so groß, daß sie ganze Straßen umfassen könnten. Nach der Spree hin liegt ein alter Thurm, welcher der grüne Hut genannt wird und ehemals ein sehr festes Burgverließ, zur Aufbewahrung der Staatsverbrecher, gewesen sein soll. Merkwürdig an sich ist übrigens schon die Lage dieser alten Burg. Sie liegt an der Grenze der Schwesternstädte Berlin und Cöln. Hier war ehemals das Ende der Stadt Berlin. Jetzt steht die königliche Burg in der Mitte der Stadt. Alles, was später entstanden, ist den ungeheuren Waldungen und Moräften abgewonnen, von denen sich im Thiergarten noch einige recht großartige Spuren finden. Ich muß nur eingestehen, daß das alte Berlin, welches beinahe ein Jahrtausend

länger stehen soll, als dies neue, allerdings einen ganz andern Charakter hat, der mich mit der monotonen und so wenig originellen Bauart der Neustadt einigermaßen aussöhnte.

Das merkwürdigste Zimmer der Burg ist der weiße Saal, welcher nur bei feierlichen Gelegenheiten benutzt wird, sonst hat diese königliche Burg mit ihrer Unmasse von Gemächern, in welchen vielleicht das ganze Regentenhaus der Hohenzollern geboren ist, eben nichts Besonderes aufzuweisen. Diese Burg ist übrigens das einzige Gebäude in Berlin, an welches das Volk eine Sage knüpft, nämlich die von der weißen Frau, welche sich jedesmal im Schlosse sehen lassen soll, wenn dem Regentenhause ein bedeutender Unglücks= oder Todesfall bevorsteht.

Der Palast, in welchem der verstorbene König gewohnt hat, ist sehr unbedeutend gegen die jetzige Residenz, wie sich denn sämmtliche Paläste in Berlin nicht besonders auszeichnen, und so ziemlich wie Privathäuser aussehen.

Dagegen sind das Zeughaus und das Museum ein Paar herrliche Gebäude, die man nicht lange genug im Innern sowohl als im Aeußern betrachten kann.

Auch ein Paar alte Rathhäuser zeigte man mir. In dem einen, welches in der Königstraße liegt, sind jetzt verschiedene Behörden. Es ward mir ganz unheimlich zu Muthe, als ich durch den gewölbten verwitterten Hof dieses alten Gebäudes ging. Aber es muß für den Berliner in der That wohlthuend sein, doch noch wenigstens einige Ueberreste der ältern Zeit zu haben. Ohne diese hat die Stadt nur wenig historisches Interesse, sie erscheint überall wie ein Emporkömmling ohne Ahnen, ohne große Vergangenheit.

Es ist in Petersburg gerade dasselbe der Fall, aber dennoch knüpft sich an das weiße, geputzte und sauber gehaltene

Petersburg schon eine recht wilde und mächtige Geschichte. Keine Stadt hat wohl in anderthalb Jahrhunderten eine so reiche, große Geschichte aufzuweisen, wie die russische, und diese Geschichte steht mit Petersburg in innigster Beziehung. Hierdurch bringt die Stadt auf jeden Betrachtenden einen tiefen Eindruck hervor, welches bei Berlin nicht der Fall ist. Selbst die Erinnerungen an Friedrich den Großen, diesen größten Fürsten Preußens, sind in Berlin nur dürftig, da dieser große Mann zumeist in Potsdam lebte, und im Uebrigen ist die preußische Geschichte so solide, so ruhig und besonnen vorwärts schreitend, so wenig zu Excessen geneigt, und einige Zwischenfälle, die Napoleonische Zeit ausgenommen, so gleichmüthig verlaufend, daß dem Berliner selbst sehr wenige große und außerordentliche Momente seiner Geschichte bei einer Wanderung durch die Stadt ins Gedächtniß zurückgerufen werden.

Als mir v. K... einige dürftige Notizen mitgetheilt hatte, fragte ich ihn ganz verwundert:

Mein Gott, haben Sie denn in Ihrer Stadt gar kein Haus, keinen Flecken, an welchen sich irgend ein großes Ereigniß, eine große That, sei es eine gute oder böse, knüpft?

Mein Führer besann sich lange und fand — Nichts.

Dies überraschte mich. Ich dachte an London und Paris, in diesen Städten ist jedes Haus ein Stückchen Weltgeschichte, ich dachte an Petersburg, wo uns wenigstens die Paläste so viele Geschichtchen erzählen — und in Berlin sollte man gar nichts erfahren können?

Vielleicht würde man auch in Berlin viele unheimliche Dinge erzählen, dachte ich, wenn sich die Geschichte dieser Stadt so scheu wie die russische verschleiern müßte.

Die deutsche Nation ist doch sehr glücklich, der das Höchste,

was man ihr vorwerfen könnte, ist — zu wenig Stolz, zu viel Selbstverleugnung zu besitzen.

Mein Begleiter gab sich indeß alle Mühe, doch Einiges für mich aufzufinden, was mich zufrieden stellte. Endlich schien er es gefunden zu haben. Er rief dem Kutscher den Namen einer Straße zu und sah mich mit triumphirenden Blicken an.

Nun, wohin wollen Sie mich denn führen? fragte ich ihn lächelnd.

Nach einem Kloster, sagte er.

Nach einem Kloster? Giebt es deren auch in Ihrer protestantischen Stadt mit den kleinen Kirchen?

Es stammt noch aus der Zeit vor der Einführung der Reformation bei uns, versetzte von K...

Ich hoffte nun endlich einmal wieder ein recht altes, historisches Gebäude zu sehen, ich glaubte, daß ich in finstere Kreuzgewölbe, wie bei dem alten Rathhause, eintreten würde, aber dieses alte Kloster sah einem Kloster sehr wenig ähnlich, und war bereits, bis auf einige Säle, völlig umgebaut. Nur in der daneben stehenden Kirche, welche ehemals zum Kloster gehörte, zeigte man mir einige Gemälde, die den Namen eines gewissen Thurneissers tragen, welcher sich hier mit Goldmachen beschäftigt haben soll.

Es ist sehr natürlich, daß die deutschen Fürsten, welche im Verhältniß zu andern ziemlich arm sind, die Goldmacherkunst besonders begünstigten. Die emporstrebenden preußischen Regenten, welche wenig Land und Leute und ungemein kleine Hülfsmittel besaßen, bedurften vor Allem des Goldes, um etwas zu werden. Ich hatte es einem glücklichen Zufalle zu verdanken, daß ich hierüber einige interessante Geschichtchen hörte. Wir trafen nämlich in der Klosterkirche einen Studen=

ten, welcher zwar von Geburt ein Hamburger war, sich aber sehr viel mit topographischen Studien beschäftigte. Wenn ich nicht irre, so hieß er Heßlein. Dieser junge Mann mit langem, dunklem Haar und einer mächtigen silbernen Brille auf seiner übrigens nicht unschönen Nase, im schwarzen Sammetrock und mit einem dicken Rohrstocke bewaffnet, wessen er sich als Zeigefinger bediente, theilte uns die Lebensgeschichte dieses merkwürdigen Mannes mit. Er zeigte uns ein Bild, welches den heiligen Franziskus darstellte, und in der Hand ein aufgeschlagenes Buch hielt, welches die Worte enthielt:

„Thurneisser hat mich neuv gemacht,
Da ich war alt und gar veracht. Anno 1584."

Dieser Mann soll in der That die sehr verfallene Kirche auf eigene Kosten hergestellt haben. Da er Gold zu machen verstand, war diese Ausgabe wohl eine Kleinigkeit für ihn. Er war ein Günstling des Kurfürsten Johann, welcher ihm das Kloster zum Laboratorium und Aufstellung seiner großen Druckerei einräumte, welche die erste in Berlin gewesen sein soll.

Er hat ein Werk geschrieben, in welchem er behauptete, daß die Spree Goldsand mit sich führe, daß in der Nähe Berlins der Boden Saphire und andere kostbare Edelsteine enthalte und der sandige Boden der Mark voll von Rubinen und andern Schätzen sei. Man kann sich leicht denken, wie der preußische Fürst damals den Wundermann liebgewann und hochschätzte, der aus dem unfruchtbaren Boden seines Landes ihm so viele Schätze hervorzuzaubern versprach. Natürlich wurde aus der ganzen Geschichte nichts, doch soll er dem Fürsten als Leibarzt bessere Dienste geleistet haben. Für sich selbst mag er die Goldmacherkunst recht gut verstanden haben, denn er hat mit dem Verkauf seiner Drucksachen ein ungeheures Vermögen erworben, ist aber dennoch nach sehr vielen unglück-

lichen Schicksalen in Dürftigkeit gestorben. In der Kunstkammer soll sich noch ein Nagel befinden, der halb Eisen und halb, durch Thurneissers Kunst, in Gold verwandelt ist. Ich habe ihn indessen nicht gesehen.

Auch soll ehemals in der Nähe der Burg eine ganze Reihe Häuser gestanden haben, welche von Goldmachern bewohnt waren, — und eben so steht neben dem Münzgebäude ein großes Haus, welches das Fürstenhaus genannt wird und von einem andern Goldmacher bewohnt war, welcher zur Zeit des ersten preußischen Königs lebte. Dieser prachtliebende Monarch, welcher sich eine Krone mit Gold eroberte und eine Jungfernsteuer einführte, welche die armen Mädchen bezahlen mußten, die in einem gewissen Alter nicht so glücklich waren, sich Männer zu erobern, wofür doch eigentlich nur diese hätten büßen sollen, setzte Tausende daran, welche ein Gaukler angeblich zur Einrichtung seines Laboratoriums verlangte, um Gold zu erhalten, und als er endlich einsah, daß er betrogen war, ließ er den flüchtigen Goldmacher, der indessen nur Wind machen konnte, einfangen und im Flitterkleide aufhängen.

Der Nachfolger dieses Königs hat es besser verstanden, Gold zu machen. Er hat seine Unterthanen fleißig mit seinem spanischen Rohre zur Arbeit und Thätigkeit angetrieben, Handel und Gewerbe unterstützt, und so zum Wohlstande seiner Unterthanen, welcher für den Fürsten die beste Goldquelle ist, den Grund gelegt. Im gleichen Sinne wirkte sein großer Sohn, der sein Haupt fast auf das Schaffot gelegt hätte, nunmehr fort.

Daß übrigens diesem großen Monarchen in der mit Denkmälern reich gezierten Stadt noch keines gesetzt worden ist, das hat mich nicht wenig in Verwunderung gesetzt. Man mochte

wohl denken, daß Friedrich der Große sich im Herzen seines Volkes ein Denkmal gestiftet hat, das nicht erhabener geschaffen werden kann.

Vor dem Museum traf ich eine große Menschenmenge. Es wurde nämlich die Amazonengruppe enthüllt, welche auf der linken Treppenwange ihren Platz erhalten hatte. Die Art und Weise, in welcher sich das Volk darüber aussprach, war nicht wenig ergötzlich. Die Körperverhältnisse der Amazone wurden besonders der Gegenstand der Besprechung. Wenn wir solche Frauen hätten, meinte Einer, würden wir Männer uns wohl bald unter ihrem Pantoffel krümmen, da lobe ich mir doch die kleinen, niedlichen Berlinerinnen, die einen Puff vertragen können, ohne sich gleich auf das hohe Pferd zu setzen.

Ein Anderer versetzte auf die an ihn gerichtete Frage, wen diese nackte Dame denn eigentlich vorstellen solle? — Nun, das ist eine emancipirte Frau.

Ah, rief der Andere, dann soll das wilde Thier, mit dem sie kämpft, wohl uns Männer vorstellen?

Diese Auslegung ist gar nicht übel, sagte ich zu meinem lachenden Begleiter.

Es gaben mir übrigens diese Anmerkungen einen guten Begriff von der Bildungsstufe des Berliner Volkes. Es verstand doch an eine ihm unbekannte mythologische Figur eine moderne Idee anzuknüpfen, und sie so gewissermaßen zu seinem Eigenthume zu machen.

Ich glaube, es wäre überhaupt gut, wenn man bei öffentlichen Ausschmückungen mehr auf das Volk und seine Bildungsstufe Rücksicht nähme, und ihm Gegenstände vorführte die ihm näher liegen, als dergleichen alte Mythen. Mögen,

die Museen immerhin Dinge enthalten, die nur den Kunstkenner, den Gebildeten fesseln, was auf der Straße ist, sollte Alles volksthümlich sein, daß sich die Masse an diesen ihr verständlichen Ideen bilde und erhebe.

Nachdem ich das Museum mir angesehen hatte, fuhr ich nach Hause, woselbst ich eine Einladung zu einer Soirée vorfand, die ich auch besuchte, und wo ich einen Mann kennen lernte, der mich mit Dingen vertraut machte, die bisher ganz außer meiner Ahnung lagen.

Davon später.

Hundertfünftes Kapitel.

Berliner Theater.

Die Philosophie des Theaters. — Pietisten-Unsinn. — Die schlimme Nachbarschaft. — Ein Paar Verse. — Mein Auftreten im Schauspielhause.

Einer der schönsten Plätze in Berlin ist der Gensd'armenmarkt, ein etwas sonderbarer Name für einen Platz, welcher als hauptsächlichste Zierde zwei Kirchen hat, die sich in ihrer schönen gefälligen Bauart wie ein Paar Geschwister, denn sie sind ganz gleich gebaut, in der Mitte des sehr großen Markts erheben. Zwischen diesen beiden Kirchen steht das Schauspielhaus. Friedrich der Große, der Philosoph, der Freigeist, ließ die Kirchen und das Theater bauen, doch soll es damals an einer energischen Protestation der protestantischen Geistlichen nicht gefehlt haben, welche diese Nachbarschaft der Weltlust, wie sie das Theater nannten, und der Kirche scharf getadelt haben. Ein endloser Streit über die Sündhaftigkeit des Theaters erhob sich unter den frommen protestantischen Geistlichen, welche es wahrscheinlich mit ungünstigen Augen ansahen, daß man anfing kleine Kirchen und große Schauspielhäuser zu bauen.

In dieser Beziehung war die protestantische Geistlichkeit nicht um ein Haar duldsamer als die katholische, welcher man allein die Unduldsamkeit in die Schuhe schieben möchte.

Wenn wir uns einen richtigen Begriff der gesteigerten Cultur und Civilisation machen wollen, so genügt es, das Bühnenwesen von seinem Entstehen bis heute zu verfolgen. Die Bühne ist der beste Gradmesser des Geschmacks, und der Geschmack ist je geläuterter, je gebildeter, je gesitteter ein Volk ist. Schon deshalb ist es von hohem Interesse, die Bühne in ihren Fortschritten zu verfolgen. Es gewährt dieses Thema aber auch außerdem ein topographisches Interesse, denn es ist wohl natürlich, daß der allmählige Aufschwung der Kunst auch äußerlich sichtbar ist, d. h. die Metamorphose sich auch auf die Oertlichkeit erstreckt. In der That waren es nicht immer so vornehme palastähnliche Gebäude, in welchen der Thalia gehuldigt worden ist. Ein Zeitalter, das Kirchen baute, die himmelan strebten, und groß genug waren, ganze Gemeinden zu umfassen, ein Zeitalter, das seine Bauten an Felsen hing, mit einem Wort ein Zeitalter, dessen Poesie ehern und steinern, das eben noch selbst die Leidenschaft voll dramatischer Verwicklungen war, welche die Kirche nur allein zu zähmen und zu lösen vermochte, ein solches Zeitalter war nicht geschaffen erst Bretter aufzuschlagen, die die Welt bedeuten sollten. Und die Kirche, welcher der Mensch gehörte, gestattete zwar im Gefühle ihrer Allmacht neben sich eine Kunst, die ihr gefährlich werden konnte, aber sie verstand es, sich diese Kunst dienstbar zu machen, wie sie die Bildhauerei und Malerei sich dienstbar gemacht hatte. Aber freilich durfte sich die erstere nicht wie die beiden letztern aus ihren Windeln erheben und jenen erhabenen Standpunkt einnehmen, der noch heute die gebildete Welt dem Katholizismus verpflichtet. Durften die Bildnerei

in Stein und auf Leinewand die Kirche verherrlichen, so gestattete man der Schauspielkunst nur den Hanswurst der Kirche, ihren Hofnarren zu machen, welcher ungestraft seiner Heiligkeit und dem Herr Gotte selbst eine Fratze machen und das Alles travestiren durfte, was jene beiden ersten Künste mit dem Heiligenschein umgaben. Die Kirche wußte wohl was sie that und duldete. Sie war consequent, wie niemals eine Gewalt war, vielleicht niemals wieder sein kann. Sie wollte ihren großen riesigen Ideen, die wohl für sie, aber nicht für alles Volk geschaffen, eine Parodie entgegensetzen, damit der Stolz und Hochmuth dieser ihrer Ideen, welche über ihre eigene Welt hinauszugehen drohten, nicht Gemeingut des Volkes, nicht Eigenthum der Laien werden sollte, denn erstere sollte nur Werkzeug bleiben, nicht Mitschöpfer, nicht Mitdenker, nicht Mitgenosse werden. So ist die Schauspielkunst in der Zeit des allmächtigen Katholicismus nur Farce der Kirche geblieben, also religiöse Farce, welche die Legenden zwar profaniren durfte, aber nur innerhalb der Kirche unter den Augen der Geistlichkeit, welche ihr das Profanirende gewissermaßen wieder nahm.

Anders verhält es sich mit dem Protestantismus. Die protestantische Kirche, deren Princip nicht mehr die Herrschaft über die Menschen, Hierarchie, sondern Veredlung und somit Herrschaft des Menschen durch sich selbst, also Autokratie ist, verpönte die Travestie des Göttlichen*) innerhalb der Kirche. Wie die Bilderheiligung als einen wirklichen

*) Die Welt wird vermöge des fortschreitenden Protestantismus noch eine Stellung einnehmen, in welcher manches, was sich heute den Schein der Majestät vindicirt, nur als Travestie des wahrhaft Göttlichen sich bewähren wird.

Götzendienst, so schaffte sie auch die Farce als eine Blasphemie ab. Der Protestantismus wurde orthodoxer als der Katholicismus. Aber es fiel nicht allein die Farce der Kirche, der Protestantismus löschte auch für eine Weile die künstlerische Glut der Völker aus, und das Leben der Menschheit, wenn auch innerlich an seiner Umgestaltung arbeitend, zeigte sich äußerlich versunken, gehaltlos, stofflos für neue Ideen und erhabene Künste, das Menschengeschlecht war ermattet durch die Kriege und Kämpfe, welche in Folge des Protestantismus hereingebrochen waren. Es war demnach kein Wunder, daß diese Zeit, wie viele Keime des Großen auch in sich tragend, arm war an erhabenen Erzeugnissen, und daß die Poesie und die Künste, welche sich jetzt aufthaten, an den Gebrechen ihrer Zeit kränkelten. So war es auch mit dem Schauspiel. Aus der Kirche trat letzteres in die Bretterbude, aber es nahm fast ausschließlich die heiligen Stoffe aus ihr mit hinüber. Sie wurden zwar nicht mehr travestirt, sondern ernsthaft, aber auf eine Weise vorgestellt, die noch weit schlimmer war als die Travestie. Aber der menschliche Geist drängt unaufhaltsam vorwärts und sucht sich die Bahn, auf welcher er seinen göttlichen Ursprung bewähren kann, nicht, indem er vor dem Schöpfer das Haupt senkt, sondern nach den Strahlen seiner Majestät greift, um die Berechtigung seines Ebenbildes darzuthun. So versunken das Menschengeschlecht damals auch war, es suchte nicht destoweniger nach geistiger Speise, und so roh die dramatische Kunst in Bezug auf Darstellung und Inhalt auch war, sie wurde nicht destoweniger vom Volke inbrünstig an die Brust gedrückt, gehegt und gepflegt.

Gegen diese Richtung nun protestirte die Geistlichkeit heftig. Statt zunächst auf die Versittlichung des Schauspiels einzuwirken, verwarf sie dieses überhaupt. Sie wollte, daß der

Protestantismus, als ein Katholicismus, ohne seine alte Erhabenheit, ohne seine Großartigkeit, ohne seine Künste dennoch eben so allein und ausschließlich die Menschen beherrschen sollte. Sie wollte keine Kunst neben sich dulden, die das Volk gewinnen mußte. Sie wollte dieses um die Kanzel bannen, und als das nicht gelingen wollte, schleuderte sie ihr Anathema der Bühne entgegen.

Die Zeit oder der Zeitgeist ließ sich aber durch diesen Bannstrahl in Verfolgung seiner Richtung nicht stören, und nach vielfältigen Verirrungen und Geschmacklosigkeiten*) gewann die Bühne endlich, gerade mit der Entstehung großarti-

---

*) Ich erinnere mich eines alten Stückes, welches „Alceste" heißt, und in welchem die züchtigste Stelle also lautet:

Es ist das beste Thun der Welt
Das zuckersüße Freien,
Wer Hochzeit macht und Kindtauf' hält,
Dem wird es nicht gereuen.
Es schmeckt als lauter Marzipan,
Wenn man selbander schlafen kann.

Es ist so süß als Mandelmus
Und Nürenberger Kuchen,
Wenn man nicht mehr um einen Kuß,
Viel Stunden darf ersuchen.
Ich halt, es thut doch trefflich sacht,
Wenn man sich so gemeine macht.

Man kann sich nun einen Begriff machen, wie die andern Stellen sind. Und dieses Stück wurde in der That sehr oft mit Beifall vor einem großen Publikum, welches, so wie heut zu Tage, aus Matronen, jungen Mädchen, Männern und Kindern bestand, aufgeführt.

ger Gebäude, denen sich nun auch ein veredelter Inhalt zufügte, die Stellung, welche sie heute einnimmt, und welche der große deutsche Dichter Schiller mit wenigen Worten so erhaben geschildert hat, das Theater bedeutet die Welt, es ist der Spiegel des Menschenlebens, die Moral der Gesellschaft.

Ich habe geglaubt, daß sich endlich nach so vielen Jahren die Berliner Geistlichkeit über die unheilige Nachbarschaft der Kirchen und des Theaters hinweg gesetzt hat, aber zu meinem Erstaunen hörte ich sehr bald, daß es in Berlin eine Partei gebe, welche noch damals, also im Jahre 1843, das Theater überhaupt als etwas Sündhaftes betrachte, vor dem sich jeder gute Christ wie vor dem Bösen zu hüten habe, und ich lernte sogar eine alte Dame kennen, welche allerdings zu den sogenannten Pietisten gehörte, die sich jedesmal feierlich dreimal bekreuzte, wenn sie an einem Theater vorüberkam.

Das war doch in der That mehr als russisch und spanisch, und das war in Berlin Anno 1843.

Natürlich spotten und lachen die Berliner im Allgemeinen darüber, aber es war mir auffallend, daß das Lustspiel, welches namentlich in dem einzigen großen Privattheater, dem Königsstädtischen, seinen Sitz hatte, sich eines solchen reichen und glücklichen Stoffes zur Persiflirung einer so crassen Verirrung nicht bemächtigte.

Das schöne Opernhaus, welches ebenfalls Friedrich der Große erbaut hat, wurde gerade einige Tage vor meinem Engagement ein Raub der Flammen. Die Oper und das Ballet wurde daher nach dem Schauspielhause verlegt, und hier war es, wo ich als spanische Tänzerin zum ersten Male öffentlich vor dem Berliner Publikum auftrat, nicht ohne harten Kampf und nach Beseitigung großer Hindernisse, welche mir in den Weg traten.

Ich war nicht glücklich in meinen Erfolgen, und was Coulissen-Intriguen anbetrifft, könnte ich von Berlin hübsche Dinge erzählen.

Hier wie anderswo erwarb ich mir viele aufrichtige Freunde und eben so viele Feinde, ich besiegte mit den erstern die letztern, und ich darf es sagen:

Ich habe in Berlin nicht weniger Triumphe gefeiert, als in Paris und Petersburg.

Hundertsechstes Kapitel.

Eine Berliner Zeitung.

Das Ehegesetz und der Ehebruch. — Die Berliner Wochenmärkte. — Das geheimnißvolle Dekret. — Die Pferdebändiger und ihre Symbolik.

Ich hatte eine Empfehlung von hoher Hand an den Intendanten der Berliner Theater. Der Herr Intendant nahm mich sehr freundlich auf, unterhielt sich lange mit mir, und war so freundlich, mir einen Besuch abzustatten. Ich tanzte vor ihm, und der Herr Intendant erklärte mir, daß die spanischen Tänze das Berliner Publikum, wie er es kenne, nicht besonders einnehmen würden.

Ich versetzte ihm, daß ich mich gleichwohl des Beifalls der Pariser, Petersburger und der kühlen Engländer zu erfreuen gehabt, und daß ich nicht glauben könne, daß die Berliner andere Anforderungen an die Kunst machen würden.

Indeß schien man doch nicht sehr bereitwillig, mir ein Debüt zu gestatten, endlich gelang es meinen Gönnern, deren ich, wie gesagt, mehrere schon sehr bedeutende in Berlin gefunden hatte, mir Bahn zu brechen, welches um so schwieriger war, da ich Bedingungen stellte, welche man für zu hochgeschraubt erklärte, von denen ich aber nicht abgehen wollte.

Da man diese Bedingungen aber dennoch annahm, so bildeten sich zwei Parteien, von denen die eine auf meinen erfochtenen Sieg sehr ärgerlich, die andere sehr erfreut war.

So oft ich im Königlichen Schauspielhause auftrat, zischten die Einen, während die Andern da capo riefen, welcher Widerspruch mehrere Male fast bis zu einem Theatercrawalle ausartete.

Ich habe nirgends gegen so kleine Intriguen anzukämpfen gehabt, wie in Berlin, dem Sitze deutscher Intelligenz und Bildung.

Ich war nicht so glücklich, die Gunst der Berliner Journalisten zu gewinnen, welche auf die Gunst, die ich bei höherstehenden Personen genoß, eifersüchtig waren und durch Ignoriren an mir Rache ausübten.

Die Vossische Zeitung, eines der vielverbreitetsten Blätter in Berlin und Preußen, welche der Tagelöhner ebensowohl wie der höchste Beamte mit Aufmerksamkeit liest, brachte lange Berichte über jede Erscheinung im Gebiete der Kunst, trotz aller Redseligkeit aber konnte sich dieses Blatt nicht entschließen, über meine Leistungen mehr zu sagen, als:

Heute hat Donna Lola Montez die „Valeros de Cadix" getanzt.

Waren die Herren Rezensenten bei sehr guter Laune, so setzten sie hinzu:

Die Berliner sind für die spanischen Nationaltänze nicht sehr eingenommen.

Man hatte mir aber gesagt, daß die guten Berliner immer diejenige Meinung haben, welche die Vossische Zeitung ausspreche.

Die französischen Rezensenten haben sich in der That

gegen mich stets nobler, unparteiischer und liebenswürdiger benommen.

Da ich gerade von der Vossischen Zeitung spreche, so will ich bemerken, daß dieses Blatt eines der merkwürdigsten ist, welches ich je kennen gelernt habe.

Man braucht nur dieses Blatt zu lesen, um den Berliner, den Preußen, ja den Deutschen und die Zustände dieses Landes der Widersprüche kennen zu lernen.

Die Vossische Zeitung erschien mir als das einzige Organ, vermittelst dessen die Bürger mit ihrer Obrigkeit sprachen und der Regierung Wünsche zu erkennen gaben.

Wie weit übrigens dieses Land, dessen Bildung so sehr gerühmt wird, noch zurück ist, beweisen folgende Thatsachen, welche man fast für Anekdoten halten wird, ich kann aber versichern, daß sie wahr sind, und daß ich sie nicht nur meinem Gedächtnisse eingeprägt, sondern auch in meine Notizensammlung eingetragen habe.

Man berieth ein neues Ehegesetz, welches über den Ehebruch verschärfte Bestimmungen bringen sollte, und nach einer sehr langen Berathung, an welcher die bedeutendsten und einflußreichsten Männer des Landes Theil nahmen, stellte man in allem Ernste das Prinzip auf:

> daß der Ehebruch bei den Frauen strafwürdiger als bei den Männern sei.

Ist es nicht gerade so, als sagten die reichen Leute zu den ärmeren:

Wir dürfen stehlen, Ihr aber nicht?!

Ich glaube wohl, daß ein solches Gesetz für die männlichen Gesetzgeber sehr bequem sein mag, aber der Nerv aller Moral, glaube ich, beruht auf dem kleinen Spruche, welchen jedes Kind lernt:

Was Du nicht willst, daß man Dir thu', das füg' auch keinem Andern zu.

Die Frauen sind nicht um ein Jota strafwürdiger, als Sie, meine Herren Gesetzgeber. Sie haben nicht das Recht, die Moral zu verkehren. Die Frauen sind eben sowohl schwache Geschöpfe, wie Sie, warum sollen Sie demungeachtet einen größern Heldenmuth und mehr Enthaltsamkeit besitzen? Ich kenne kein Gesetz, welches es von Rechtswegen ausspricht:

Wenn der Mann ein Verbrechen begeht, so ist er weniger strafwürdig, als ein Weib, welches sich desselben Verbrechens schuldig macht.*)

---

*) Der heilige Augustinus war viel gerechter, als unsere heutigen Gesetzgeber, denn er sagt, daß der ehebrecherische Mann eben so strafbar ist, als die Frau.

Der Herr von Brantoma sagt in Bezug auf dieses Kapitel, d. h. über die Strafwürdigkeit der Frauen, die sich den Ehebruch zu Schulden kommen ließen: Ich habe gesehen, daß vornehme Personen unsere früheren Könige, wie Ludwig Hütin und Carl den Schönen, sehr getadelt haben, weil sie ihre Gemahlinnen, Margarethe, Tochter Roberts, Herzogs von Burgund, wegen Ehebruchs grausamer Weise zwischen vier Mauern im Schlosse Gaillard umkommen ließen, und das Nämliche that der Graf von Foie mit Johanna von Artois. Diese Frauen hatten aber nicht so viel Unrecht und Verbrechen begangen, als ihre Männer, die Letzteren waren aber ihrer überdrüssig, und beschuldigten sie des Bösen, um dann Andere heirathen zu können.

Daß es König Heinrich von England mit der unglücklichen und schönen Anna von Bolen eben so machte, ist bekannt. Ein Gleiches that Balduin, zweiter König von Jerusalem, welcher seine Gemahlin des Ehebruchs bezüchtigte und sie verstieß, um sich mit einer Tochter des Herzogs von Malitina zu vermählen, weil diese eine sehr reiche Mitgift besaß, deren er nothwendig bedurfte. So steht es in der Ge-

Ob die armen deutschen Frauen gegen eine solche unbillige Gesetzgebung Opposition gemacht, weiß ich nicht, daß sie aber die Ungerechtigkeit der Männer einsehen, und auch endlich einmal an ihre Emancipation zu denken beginnen, das erkannte ich bei mehreren Veranlassungen.

So beklagte sich in derselben Vossischen Zeitung eine Frau über den Schmutz auf den Märkten, auf welchen jede Berliner Hausfrau ihren Wirthschaftsbedarf für die Küche einkauft. Sie sagt, wenn die Männer nur ein einzig Mal statt unserer bei schlechtem Wetter einkaufen müßten, sie würden bald alle mögliche Anstrengungen machen, verdeckte Marktplätze zu erhalten, aber uns arme Frauen geben sie dem Schmutz und Unwetter Preis. Die Märkte sind unsere Börse, und der Einkauf für die Küche, welche doch so viele Männer zu Tyrannen macht, ist nicht minder wichtig als der Cours der Staatspapiere und die Geschäfte mit Kaffee und Zucker en gros.

Das sollten die Männer bedenken.

Wie sehr man in Deutschland in der Regel alles Fremde

---

schichte des heiligen Landes. Es steht solchen Männern schlecht an, das göttliche Gesetz zu verbessern, um ein neues zu machen. Denn sagte nicht Christus, als man die arme Frau zu ihm brachte, die des Ehebruchs angeklagt wurde: „Welcher unter Euch rein und ohne Sünde ist, der hebe den ersten Stein auf und werfe auf sie. Ist hierin nicht deutlich ausgesprochen, daß es Unrecht ist, die Frauen ihrer Vergehungen wegen strenger als die Männer zu bestrafen, und daß die Sünde des Ehebruchs bei beiden Geschlechtern gleich groß und eben deshalb bei beiden gleich strafwürdig ist? — Gesetze, welche dem entgegen Bestimmungen machen, verlassen den Boden des göttlichen Rechtes, indem sie die Sünden der Männer milder behandeln, als die der Frauen.

vorzieht, welches sich sogar auf die Gerichtssprache erstreckt, davon kann folgendes Geschichtchen, welches ich ebenfalls in der Vossischen Zeitung gelesen zu haben mich erinnere, Zeugniß geben:

Ich erhielt, so erzählt irgend ein Ungenannter, vor einigen Tagen ein Dekret, welches weiter nichts als folgende Worte enthielt:

Mand. sol. pro pet.

Ich zerbrach mir nun den Kopf, diese geheimnißvollen Worte zu enträthseln, aber weder mein großer Vorrath der deutschen, noch mein freilich etwas kleinerer der lateinischen Sprache konnte mir zu irgend einem Resultate verhelfen. Ich ging also nach dem Stadtgerichte und übergab den dasigen Beamten mein geheimnißvolles Blatt, aber trotz der überaus großen Geduldprobe, welcher ich mich unterwerfen mußte, erhielt ich nirgends eine Antwort, bis ich endlich einen Herrn fand, welcher herablassend genug war, mir das Papier aus den Händen zu nehmen und es eines Blickes zu würdigen. Aber ich vernahm hierüber leider nichts Anderes, als ein leises, unverständliches Brummen, welches, wenn ich nicht irre, per pestilenz heißen sollte. Ich erhielt hierauf mein Papier mit folgenden Worten zurück: „Ich kenne ja Ihre Sache nicht." Nun schickte ich das Blatt dahin zurück, woher ich es erhalten hatte, und bat um Verdeutschung des Dekrets, worauf ich denn ein anderes Blatt erhielt, welches folgenden Inhalt hatte:

Das beantragte Zahlungsmandat ist an den Verklagten erlassen.

Sehr komisch kam mir auch der Streit vor, welcher sich unter den Bürgern über den passendsten Aufstellungsplatz zweier Pferdebändigergruppen entspann, die damals der Kaiser von Rußland dem Könige von Preußen zum Geschenke machte.

Der Witz der Berliner machte sich ebenfalls bald über diesen Gegenstand lustig. Ich weiß nicht, welchen Platz sie erhalten haben, ich sah dieselben im Gießhause, und hörte eine Stimme flüsternd zu einer Dame sagen:

Das ist eine symbolische Darstellung der Art und Weise, wie man das unruhig vorwärts drängende Volk bändigen und zügeln müsse.

Während das Volk alle Tageserscheinungen mit scharfem Witze angreift und mit einem regen Interesse verfolgt, kommen ihm doch auch zuweilen Dinge vor, die über seinen Horizont gehen und bei denen ihm der Verstand völlig davon läuft. Man macht dabei die Erfahrung, daß das spöttelnde, freigeistige Berlin denn doch noch einfältig genug ist, sich allerlei Mährchen einreden zu lassen und sich selbst einzureden. Zu der Zeit, da ich in Berlin anwesend war, wurde noch viel von einer Gräfin gesprochen, welche sich in Berlin und Potsdam habe sehen lassen, und zwar nicht mit einem schönen, holden Engelsgesicht, um, gleich einer Syrene, die jungen, hübschen Männer anzulocken, sondern mit einem entsetzlichen Todtenkopfe. Es wurden über dieses Phänomen sogar Brochüren geschrieben, und die vermeintliche Gräfin mit dem Todtenkopfe bildlich dargestellt. Ja, es sollen auch einige Aufläufe in Berlin sowohl als in Potsdam vor den Hotels entstanden sein, in welchen die entsetzliche Gräfin wohnen sollte.

Daß an der Geschichte nichts war, kann man sich leicht denken, aber das Volk glaubte nichtsdestoweniger steif und fest, daß ein menschliches Wesen mit einem Todtenkopfe existiren könne *).

---

*) Bekanntlich lag diesem Glauben allerdings etwas Wahres zum Grunde. Man weiß, daß der leider für die Menschheit viel zu früh

Trotz Allem dem aber wage ich es, dreist zu behaupten, daß Berlin die aufgeklärteste Stadt in der Welt ist. Der Katholizismus, dem immer doch noch etwas von dem anklebt, was ihm die Hierarchie im Interesse geistiger Abhängigkeit vom Priesterstande unter allen Umständen aufgedrückt hat, ist hier völlig beseitigt. Deshalb erscheint die Stadt auch ohne alle Gemüthlichkeit, ohne alles poetische Leben, ohne alle die liebenswürdigen Schwächen, welche ein gläubiges Volk verräth. Aber der Berliner, der gemeinste Mann, der gewöhnlichste Bürger, der Eckensteher sowohl wie der Beamte, verbindet mit einem unverwüstlichen Humor, der an Satyre streift, einen gesunden Menschenverstand, der ihn nicht leicht zum Spielballe des Aberglaubens und der Verfinsterung werden läßt.

Es sind in Berlin viele pietistischen Bestrebungen aufgetaucht, welche dahin zielten, den ungläubigen Berliner wieder für den Himmel zu gewinnen.

So achtungswerth die Religion ist, welche dem Menschen stets die letzte ausdauerndste Freundin ist, welche ihm Trösterin

---

verstorbene Dieffenbach die Gräfin behandelte und auch glücklich herstellte. Die Beschreibung, welche Dieffenbach in der von ihm redigirten ärztlichen Zeitschrift macht, kommt allerdings einem Todtenkopf ähnlichen Aussehen sehr nahe. Man konnte das Gesicht der Unglücklichen mit Recht einen Todtenkopf nennen. Dieffenbach selbst entsetzte sich im ersten Moment vor dieser Erscheinung und er verzweifelte hier an seiner Kunst. Jedoch verfolgte dies unglückliche junge Mädchen den berühmten Arzt, von dem sie allein noch Hülfe hoffen konnte, so lange, bis er, von dieser Beharrlichkeit überwunden, Muth faßte und sich an die Operation machte, die ihm denn auch über die Erwartung geglückt ist. Die junge Gräfin soll darnach ein ganz hübsches Aussehen erhalten haben.

bleibt, wenn alle Hoffnung schwindet, so wird sie doch schwerlich durch die Pietisten, so nennt man die frommen oder vielmehr frömmelnden Leute, dem Berliner beigebracht werden. Berlin müßte ganz auf den Kopf gestellt werden, es müßte durchaus katholisch werden, d. h. es müßte seine Geschichte verleugnen, wenn es in religiöser Beziehung anders werden sollte. Diesen Eindruck macht die Residenz beim ersten Erblikken, es bedarf zu dieser Bemerkung gar keines Studiums. Der zersetzende, ungläubige, kritiklustige, profane Charakter der Stadt liegt oben auf, und so manche Thorheit die Stadt auch begeht, welche beweist, daß sich auch der Berliner zuweilen enthusiasmiren kann, so hat sie doch wiederum Humor und Verstand genug, um hinterher über sich selbst zu spotten und zu lachen.

Das beweist allemal einen guten Magen.

Bei einer solchen Erscheinung, die sich doch dem Fremden so leicht und so bald aufdrängt, läßt sich darum kaum die Blindheit der Leute begreifen, welche sich alle mögliche Mühe geben, aus Berlin eine Nonne oder einen Mönch zu machen. Diese Leute machen sich in der That lächerlich. Ich selbst bin in eine Gesellschaft gerathen, oder vielmehr hineingezogen worden, welche auf der einen Seite mich bekehren, auf der andern sich meiner zu Zwecken bedienen wollte, die weder meiner Neigung, noch meiner Gesinnung zusagten.

Ich werde diese Dinge enthüllen und der Welt zeigen, wie oft Niederträchtigkeit und Frömmelei Hand in Hand gehen. Nur die wahre Religion, der aufgeklärte und humane Glauben, das Vertrauen auf die göttliche Allmacht und ihr erhabenes Ziel der Weltbeglückung kann tugendhafte Menschen machen.

Der Pietismus macht Sünder und Heuchler.

Er zerstört die Moral.

Es ist wohl möglich, daß Berlin pietistisch wird, wenn es sein Vortheil erheischt, aber diese Stadt wird niemals wahrhaft orthodox werden.

Ich glaube nicht, daß ich mich täusche. Berlin hat vor andern deutschen, oder vielmehr vor allen deutschen Städten zu viel voraus, es ist von ihnen zu wesentlich unterschieden, um hier nicht unbefangenen Blickes sehen zu müssen.

Berlin ist für Deutschlands religiöse Zukunft entscheidend, es mag wollen oder nicht.

Hundertsiebentes Kapitel.

Ein junger Lieutenant.

Unter den Linden. — Der russische Kaiser im Gesandschaftshotel. — Ueberraschung eines Diplomaten. — Das Wettrennen. — In der Nacht.

Eine der schönsten Straßen, nicht nur in Berlin, sondern in ganz Europa, ist die große und breite Straße, welche man „Unter den Linden" nennt. Hier sieht man die elegantesten Läden, hier die jungen und alten Elegants der Stadt, hier die vielen nobeln Fremden, welche Berlin besuchen, hier begegnet man den glänzenden Equipagen des Hofes, des Adels und der vornehmen Bürger, hier sieht man die prachtvollsten Damen-Toiletten, in denen die kaltstolzen vornehmen Berlinerinnen einherrauschen, hier endlich sieht man am Tage und des Abends die galanten Mädchen, welche nach einheimischen und fremden reichen Männern ihre Angeln auswerfen und die vornehmen Hotels beutegierig und eroberungssüchtig umschwirren.

Auch befindet sich hier das großartige Hotel der russischen Gesandtschaft, in welchem es damals besonders sehr lebendig war, denn der Kaiser aller Reußen war am Berliner Hofe gerade zu einem Besuche anwesend.

Der Kaiser liebt es, zu überraschen, und man erzählt, daß er in Berlin in seinem Gesandschaftshotel zur Nachtzeit eingetroffen sei, ohne daß man hier von seiner Ankunft eine Ahnung hatte. Der Gesandte lag im tiefsten Schlaf und sein Kammerdiener näherte sich seinem Bette und sagte mit zitternder, bewegter Stimme: Herr Graf, der Kaiser!

Der Diplomat öffnete schlaftrunken die Augen und glaubte im ersten Augenblick nicht an die Wahrheit der Nachricht, dann, nachdem er sich überzeugt hatte, daß er nicht träumte, sprang er mit einem Satz in die Mitte des Zimmers und suchte seine Beinkleider, ohne sie im Momente der Ueberraschung finden zu können. So fand ihn der Kaiser, welcher jetzt zu ihm eintrat, im Nachtkleide. Bestürzt und verdutzt vermochte der überraschte Gesandte kein Wort hervorzubringen, er zitterte und stotterte, ohne die Fassung gewinnen zu können.

Verzeihen Sie, mein lieber Meyendorff, sagte der Kaiser lächelnd, indem er dem armen Diplomaten, welcher sich nicht auf den Beinen halten konnte, seinen Arm zur Unterstützung reichte, verzeihen Sie, daß ich Sie schon so früh bei Ihren diplomatischen Geschäften störe.

Nach der Straße „Unter den Linden" ist die schönste und größte Berlins die Friedrichsstraße, welche sehr viel Aehnlichkeit mit der Newskiperspektive in Petersburg hat. Die Straße ist zu jeder Tageszeit ungemein belebt, aber niemals war hier wohl mehr Menschengewirr, als an den Tagen, an welchen das Wettrennen bei der sogenannten Hasenhaide stattfand.

In Begleitung meines Freundes v. K... und eines andern jungen, sehr gelehrten Herrn ritt ich nach dieser Haide, um dem Wettrennen zuzuschauen. Unser gelehrter Freund unterhielt uns, da wir sehr frühzeitig ankamen, mit einer sehr angenehmen Geschichte, von einem arabischen Wettrennen,

welches einen funfzigjährigen Krieg veranlaßte, die ich hier wiedererzählen will.

Ich dachte damals nicht daran, daß dieser für mich so angenehme und frohe Tag mit einer sehr unangenehmen Nacht schließen würde.

Das Wettrennen ist etwa keine moderne Sitte, hub unser gelehrter Freund an, schon die Griechen und Römer hatten ähnliche Wettkämpfe, aber vor Allem die Araber, welche die Pferdezucht zur Nationalsache gemacht hatten. Dem ist es namentlich beizumessen, daß das arabische Roß zum edelsten seines Geschlechts erhoben wurde.

Einst gab der arabische Fürst und Häuptling Karwasch ein großes Fest, bei welchem der Vetter des Königs Kais zugegen war. Als sie gegessen hatten und die Weinpokale im Kreise umhergingen, kam die Unterhaltung auf die berühmtesten Häuptlinge damaliger Zeit und ihre Rosse. O, meine Freunde, rief Karwasch, niemals gab es ein schöneres Pferd, als Dahis, das feurige Roß meines Vetters Kais. Mit ihm kann keines um den Vorzug streiten, denn es reißt Jeden zur Bewunderung hin, der es sieht. Dieses in sehr feurigen Worten ausgesprochene Lob machte die Häuptlinge aus dem Stamme Fazarah und Giad eiferfüchtig, und Haml sagte zu Hudaifah: Hörst Du, mein Bruder, dieses alberne Zeug, Alles, was der Karwasch von Dais da gesprochen hat, ist unwahr, denn jetzt giebt es keine schönern Pferde, als die meinigen und die deinigen.

Nun ließen diese beiden Häuptlinge ihre Pferde vorführen, und man überbot sich wechselweise in Lobeserhebungen ihrer guten Eigenschaften, bis sie endlich eine Wette von 20 Kameelen, welche der besiegte Theil bezahlen sollte, festsetzten und die Zeit des Wettrennens bestimmten.

Nachdem sie nun den Tag schmausend verlebt hatten, begaben sie sich zur Ruhe, und am andern Morgen ritt Karwasch zu Kais, vom Stamme Abs, und erzählte ihm von der Wette. Du hast Unrecht gethan, o Karwasch, versetzte Kais, Du hättest mit der ganzen Welt wetten mögen, nur nicht mit Kaifah, denn er ist voll List und Trug und ein sehr schlimmer Bursche, doch da Du einmal die Wette für mich eingegangen, muß ich sie annehmen.

Kais bestieg, sobald ihn sein Vetter verlassen hatte, sein Pferd, und begab sich zum Stamme Fazarah. Ich bin gekommen, sagte Kais, um den Vertrag der Wette aufzulösen, den Du mit meinem Vetter Karwasch abgeschlossen. Ich bitte Dich, den Vertrag zu vernichten, denn er ist beim Weine gemacht worden und deshalb null und nichtig. Glaubst Du? höhnte Hudaifar; ich gebe die Wette nicht auf, es sei denn, daß Du mir die Kameele bezahltest. Indeß, wenn Du mich bittest, will ich sie Dir aus Großmuth erlassen.

Kais gerieth über diesen Hohn in Zorn und sagte: Um wie viel wurde gewettet? Um zwanzig Kameele. Diese Wette stoße ich um, rief Kais, und stelle eine andere. Dreißig Kameele! Vierzig! sagte Hudaifah. Funfzig! rief Kais. Sechszig! sagte Hudaifah. So überboten sie sich gegenseitig bis hundert. Sie legten den Vertrag in Gegenwart einer großen Menschenmenge in die Hände eines alten Arabers und trafen die nähern Bestimmungen, die Länge der Rennbahn, den Ort u. s. w.

Brüder! rief ein alter Araber aus dem Stamme Fazarah, Ihr sollt sehen, aus dieser Wette entsteht Unheil und ein ewiger Krieg. An Hudaifah selbst richtete man den Wunsch daß er den Streit, edelmüthig wie Kais, aufgeben sollte, jedoch vergebens.

Nach vierzig Tagen versammelten sich die Wettenden, von ihren befreundeten Stämmen und allen Arabern der Umgegend umgeben. Nachdem ein Freund des Königs Kais die unparteiische Gerechtigkeit der anwesenden Araber angerufen, und jede Arglist, die von dem Stamme Fazarah ausgehen würde, auf das Fürchterlichste zu rächen beschworen hatte, begann das Rennen.

Hudaifah wählte für seine Stute Gabra einen Jokey aus dem Stamme der Dubyanen, der sein ganzes Leben mit der Pferdezucht, und selbst während der Dunkelheit der Nacht mit dieser Beschäftigung zugebracht hatte. Aber Kais wählte für seinen Dais aus dem Stamme Abs einen erfahrenern und geschickteren Jokey.

Als aber der verrätherische und treulose Hudaifah das Roß des Königs Kais sah, begann ihm das Herz zu zittern, und er wollte nun erst am andern Tage die Wette beginnen, worauf man denn auch eingehen mußte.

Am Abende zuvor schickte er nun nach seinem Sklaven Damis, zu diesem sprach er: Gehe nach der großen Schlucht, dort bleibe und halte Dich bis morgen versteckt. Merke Dir aber wohl die beiden Rosse und siehe, ob Dais zuerst kommt. In diesem Falle stürze plötzlich hervor, schlage ihm in's Gesicht und mache, daß es zurückprallt. Laß Gabra vorbeilaufen, damit wir nicht die Schande haben überwunden zu werden, denn als ich Dais sah, machte mich sein Anblick um den Erfolg bekümmert.

Hudaifah gab seinem Sklaven nun die nähern Befehle, und so sah er dem andern Morgen ruhig entgegen.

Die Araber kamen wieder zusammen, die Rosse begannen zu laufen und sie flogen davon gleich dem Blitze. Gabra schoß vor Dais vorbei und ließ ihn hinter sich. Nun schon begann

Hudaifah den Kais zu höhnen. Dieser aber entgegnete: Gedulde Dich nur noch ein wenig, Du wirst gleich sehen, wer der Getäuschte ist. Wirklich schoß der Dais auch, sobald sie eine Wiese erreichten, an dem Gabra vorbei und ließ ihn weit hinter sich. Es schien, als wäre er ohne Beine. Als er aber in des versteckten Damis Nähe kam, sprang dieser aus seinem Hinterhalte plötzlich hervor und versetzte dem Rosse Dais einen harten Schlag mit einem Steine. Dais fuhr zurück und schwankte. Aber die Freunde des Kais, welche dem arglistigen Hudaifah nicht trauten und wachsamen Auges waren, hatten Wächter die Bahn entlang aufgestellt. Des schändlichen Damis Attentat wurde bemerkt, man erkannte ihn als einen Sklaven Hudaifahs und erdolchte ihn. Dais erreichte in Folge seiner Verwundung das Ziel nach Gabra. Hudaifah verlangte den Preis, welcher ihm von Kais mit Entrüstung verweigert wurde. Mit genauer Noth gelang es den Richtern dem Ausbruche des Kampfes zwischen den beiden wettenden Stämmen wenigstens für diesen Tag vorzubeugen, aber die Partheien zogen voll Ingrimm auseinander und schworen sich blutige Rache. Der Krieg brach auch wirklich gleich darauf zwischen den beiden Stämmen aus, und war sehr blutig und heftig, wobei sich jedoch der Stamm Abs, zu welchem Kais gehörte, immer sehr edel benahm.

Als unser gelehrter Freund seine Geschichte beendet hatte, war man eben mit den Vorbereitungen zum Wettrennen fertig geworden. Da v. K... mit einigen der Betheiligten befreundet war, wurde es mir möglich Alles in der Nähe zu sehen. Die Prinzen August und Karl waren nebst vielen andern fürstlichen Personen mitten unter der glänzenden Versammlung, und ich hatte die Ehre von dem Erstern einiger freundlicher Worte gewürdigt zu werden.

Da man erfuhr, daß ich eine gute Reiterin und Pferdekennerin sei, führte man mir verschiedene Pferde vor. Ich fand viele ganz vortreffliche Pferde, mußte sie aber doch den englischen hintenansetzen, jedenfalls aber werden diese Wettrennen sehr viel dazu beitragen, auch in Deutschland die Pferdekultur zu verbessern, und läßt sich dann gar nicht bezweifeln, daß dieses Land eben so gute Pferde, wie England, liefern wird.

Nach geschlossenem Wettrennen schlug von K... einigen seiner Freunde einen Spazierritt vor, worauf diese auch mit Freuden eingingen.

So sah ich mich denn plötzlich von einem Kreise junger Männer umgeben, welche darin wetteiferten, mir angenehm zu werden.

Es waren zumeist Gardeoffiziere. Meine kleine Person wurde der Gegenstand einer ganz außerordentlichen Aufmerksamkeit, und man wunderte sich nicht wenig, als man erfuhr, daß ich eine Tänzerin sei.

Ich hätte darauf geschworen, sagte Einer von ihnen, daß diese Dame eine Kunstreiterin ist, denn ihre Haltung ist ganz ausgezeichnet.

Also eine Tänzerin, sagte ein Anderer, tant mieux.

Diese Dame scheint nichtsdestoweniger abliges Blut in ihren Adern zu haben, bemerkte wiederum ein Anderer.

Sie ist allerdings von guter Herkunft, versetzte mein Freund von K....

Während dieses Gespräch halblaut geführt wurde, unterhielt sich ein junger Offizier mit mir, der kaum mehr als siebenzehn Jahre alt zu sein schien, auf eine ganz besondere Art und Weise.

Er stieg von seinem Pferde herab, welches er einem Be-

dienten übergab, näherte sich dem meinen, streichelte es, wobei es zuweilen geschah, daß er mich für einen Centauren hielt, und Pferd und Reiterin verwechselte. Er sagte mir sehr viele Artigkeiten, die etwas albern klangen und die ich mit halbem Ohre hörte, da das Gespräch, welches die anderen Herren führten, mich bei Weitem mehr interessirte. Endlich schien man sich über meine Person genugsam instruirt zu haben, und wir verließen die Hasenhaide und ritten nach einem eine Stunde von der Stadt gelegenen Orte, dessen Name mir entfallen ist.

Ich amüsirte mich sehr gut, und ich glaube, daß auch die Herren sich sehr gut unterhielten. Nur der junge siebenzehnjährige Offizier machte ein etwas verbrießliches Gesicht, da er mir wohl gerne eine Liebeserklärung machen wollte, welcher, so wie seiner Unterhaltung überhaupt, ich auszubeugen wußte, ich ahnte aber damals nicht, daß dieser Jüngling über irgend einen abenteuerlichen Plan nachbrütete.

Wir stiegen vor einem sehr nieblichen Gartenhause ab, um einige Erfrischungen einzunehmen, und ritten dann nach der Stadt zurück. Wir beschlossen den Tag auf eine sehr angenehme Weise.

Der junge Offizier hatte uns schon früher verlassen. Er schützte eine Beschäftigung vor, aber wie erstaunt war ich, als ich nach Hause kam, und den Herrn, ruhig eine Cigarre rauchend, auf meinem Sopha sitzend fand.

Meine Wirthin hatte kein Bedenken getragen, einem Offizier von der Garde den Schlüssel zu meinen Zimmern zu geben, da er erklärte, mich erwarten zu wollen.

Man kann sich leicht denken, daß ich im ersten Moment der Ueberraschung, welche mehr der Mißmuth über eine so zu-

dringliche Gesellschaft, als die Furcht vor einem Attentate hervorbrachte, meinen Lippen keine süßen Worte entflohen.

Aber mein Herr, sagte ich, das ist sehr indiscret von Ihnen, auf diese Weise in meine Behausung einzudringen.

Ich gebe das zu, versetzte der junge Mann mit der vollkommensten Ruhe, die einem Engländer Ehre gemacht haben würde, aber es war der kürzeste Weg, zum Ziele zu gelangen.

Ich möchte wohl wissen, bei welchem Ziele Sie zu sein glauben?

Statt aller Antwort schritt der verwegene Mensch zur Thüre und schob den Riegel vor.

Was soll das bedeuten? fragte ich.

Sie sind sehr müde, meine schöne Donna, sagte der Offizier, und ich glaube, Sie werden zu Bette gehen.

Dieses Benehmen belustigte mich in der That im höchsten Grade. Der Herr hatte schöne Ideen von einer Tänzerin, daß er so ganz sans façon, so pomadig, wie die Offiziere zu sagen pflegten, über mein Zimmer, meine Thüre, mein Bette, und Gott weiß, worüber noch, verfügen wollte.

Ich sah ein, daß ich mit einem solchen hartnäckigen Jünglinge nicht auf die gewöhnliche Weise verfahren könne, und gleichwohl wollte ich mich von seiner zudringlichen Gesellschaft so bald als möglich befreien.

Bitte, machen Sie die Thüre nur wieder auf, sagte ich ruhig, ich sehe es nicht gern, daß Sie zum Fenster hinausspringen.

Zum Fenster? — Ich bin zur Thüre hineingekommen, ich hoffe auch, wieder durch diese hinauszugehen.

Nun gut, so werden Sie mir erlauben, dieselbe wieder zu öffnen.

Mit diesen Worten schob ich den Riegel zurück, und öffnete die Thüre, so weit es ging.

Was soll das bedeuten? fragte mein ungebetener Gast verwundert.

Das bedeutet, daß mein Gemahl, der, wie ich glaube, gleich heimkehren wird, nicht erst pochen soll, um Einlaß zu erhalten.

Diese Antwort war weit entfernt, den Jüngling aus seinem Gleichmuthe zu bringen. Er schritt rasch zur Thüre, schloß diese abermals ab und — steckte den Schlüssel in seine Tasche.

Ihr Herr Gemahl, sagte er lächelnd, wird nicht eher hier hineinkommen, bis ich es gestatte. Deshab beruhigen Sie sich.

Nun hatte der Spaß ein Ende.

So viel Rücksichtslosigkeit wollte ich nicht unbestraft lassen.

Mein Herr, sagte ich, wenn Sie mir für eine Nacht Ihre Gesellschaft aufdringen wollen, so kann ich freilich nichts dagegen machen, denn Sie sind bewaffnet und wissen es wohl, daß jeder Skandal meiner Ehre nachtheilig sein würde. So bleiben Sie in Gottes Namen hier. Ich wünsche Ihnen gute Nacht.

Mit diesen Worten trat ich rasch in mein Schlafkabinet und schloß die Thür hinter mir ab.

Mein Herr Offizier war über dieses unerwartete Manöver sehr böse, indeß die Thür war einmal zwischen mir und ihm, und da er doch nicht gleich Gewalt gebrauchen wollte, legte er sich auf die Kapitulation.

Ich verweigerte ihm hartnäckig jede Antwort.

Er drohte die Thür einzuschlagen.

Ich drohte, mich aus dem Fenster hinabzulassen und um Hülfe zu rufen.

Als der junge Mann sah, daß er auf keine Weise zu seinem Ziele kommen konnte, sagte er mir gute Nacht und legte sich auf's Sopha nieder.

Er konnte allerdings nicht aus dem Hause hinaus, da dieses schon verschlossen war, und ich mich wohl hütete, mein Asyl zu verlassen.

In der Nacht wurde ich noch einige Mal von ihm geweckt und bedroht. Doch da er meine Festigkeit wohl erkennen mochte, so legte er sich endlich auf's Bitten und machte mir die rührendsten Bekenntnisse.

Als es endlich Zeit war den Kaffee einzunehmen, pochte die Aufwärterin an meine Thür. Der Herr Offizier öffnete.

Er bestellte, als wäre er zu Hause, eine zweite Portion.

Ich mußte doch endlich aufstehen, schob den Riegel zurück und fand meinen Lieutenant ruhig beim Kaffee, eine brennende Cigarre im Munde.

Meine Schöne, sagte er, ich habe diese Nacht bei Ihnen geschlafen und werde noch mehrere Nächte bei Ihnen schlafen. Ihr Eigensinn hilft Ihnen zu nichts. Es genügt mir vollkommen, daß die Leute den Glauben eines vertrauten Verhältnisses zwischen uns gewinnen; so sind Sie wenigstens für einen Widerstand bestraft, den Sie mir ganz ohne Grund entgegensetzen. Ich frage Sie, warum Sie mir das verweigern, dessen sich Herr v. K... rühmen darf?

Mein Herr, sagte ich, wäre ich ein Mann, ich würde Ihnen nur mit Pistolen antworten, im Uebrigen versichere ich Ihnen, daß Sie bei einem fortgesetzten gleichen Benehmen jedenfalls den Kürzeren ziehen werden.

Das wollen wir erwarten, versetzte der junge Mensch ganz ruhig, erhob sich dann und nahm auf die höflichste Weise Abschied von mir.

Auf Wiedersehen in der nächsten Nacht, sagte er lächelnd.

Diese Worte waren in der That keine Phrase. Der tolle Mensch nahm den Schlüssel zu meinem Zimmer mit und ließ sich einen ähnlichen machen. Nachdem er seinen Zweck erreicht hatte, sandte er mir den Schlüssel mit der Entschuldigung zurück, daß er ihn in Gedanken mitgenommen habe. Es fiel mir damals der wahre Grund in der That nicht ein, und ich untersagte meiner Wirthin strenge, ihm niemals den Schlüssel wieder zu verabfolgen. Man kann sich nun leicht meine Ueberraschung denken, als ich die Thür meines Zimmers aufschloß und den Herrn Lieutenant wieder eben so ruhig wie gestern auf dem Sopha sitzen sah.

Ich war indessen schnell entschlossen, schlug die Thür wieder zu und fuhr nach einem Hotel, woselbst ich übernachtete. Um aber der Sache ein Ende zu machen, theilte ich diese Geschichte meinem Freunde v. K... mit, welcher über diese Streiche herzlich lachte und mir sagte:

Darüber müssen Sie sich nicht wundern, meine Liebe, der junge Mensch macht noch ganz andere Streiche und ist dafür bekannt. Es glückt ihm bei unseren Berliner Damen, und der ungewohnte Widerstand, auf welchen er bei Ihnen gestoßen, macht ihn nur um so hartnäckiger. Ueberlassen Sie mir diese Angelegenheit, ich werde Sie von dem tollen Menschen befreien.

Indessen hatte v. K... nicht mehr nöthig irgend etwas in dieser Sache zu thun. Die Vorgesetzten des jungen Mannes, welcher übrigens der einzige Sprößling einer sehr vornehmen Familie war, fanden es für gut den jungen Mann von Berlin zu entfernen, um seinen tollen Streichen für einige Zeit ein Ziel zu setzen.

Hundertachtes Kapitel.

Im Thiergarten.

Das Volk und der König. — Der Prinz Wilhelm. — Napoleon und die Siegesgöttin. — Bellevue und Karl X.

Wer einen Blick in das heitere, lebenslustige, vergnügungssüchtige Berlin thun will, der mache an einem Sonntage einen Spaziergang vor dem Brandenburger Thore. Die Linden-Allee wogt die ungeheure Menschenmasse hinab, die Fahrwege sind angefüllt mit Karossen und Reitern, man wird ganz betäubt von diesem Gewirre, diesem rollenden Geräusche; unter dieser ungeheuren so belebten Menschenmasse scheint sich kein Unglücklicher zu bewegen. Welch eine ganz andere Physiognomie als die Petersburger haben doch diese Berliner. Eine so tiefe Kluft zwischen den höhern und niedern Ständen auch sein mag, sie bewegen sich zwangslos nebeneinander, man sieht nicht diese kriechende Demuth auf der einen, den befehlshaberischen Stolz auf der andern Seite. Jeder geht seinen eigenen Weg, man scheint sich gegenseitig gänzlich zu ignoriren, ja, ich habe sogar bemerkt, daß man den Prinzen des königlichen Hauses und dem Könige selbst keine besondere Aufmerksamkeit widmet, daß sie die meisten Leute nicht einmal begrüßten. In Peters-

burg durchzuckt es wie ein Blitz die Leute, weß Standes sie auch sein mögen, wenn sich der Kaiser, sei es zu Wagen oder zu Fuß, nähert, und es ließ mich mehr auf eine große Unabhängigkeit der Bürger, als auf ihre Ungezogenheit schließen, daß sie von der Majestät so wenig Notiz nahmen. An irgend eine Demonstration denken die Berliner dabei nicht und sie lieben ihr Königshaus. So schien es mir wenigstens. Freilich hat das Jahr 1848 gezeigt, daß auch in Preußen die königliche Autorität nicht mehr allzu tiefe Wurzeln hat, und daß ein Herrscherhaus, welchem der Staat seinen erstaunenswerthen Aufschwung zu verdanken hat, von einem Theile des Volkes nicht mit der Liebe betrachtet wird, die so nothwendig ist zum Gedeihen und zur Erhaltung eines Landes, welches zumeist nur durch die moralische Kraft seiner Bewohner sich als Großmacht erhalten kann.

Von allen Prinzen schien mir der alte Prinz Wilhelm der populärste zu sein. Ich sah ihn zuweilen die Linden hinab nach dem Thiergarten gehen, die Kinder sprangen vergnügt zu ihm heran und er nahm auch dann und wann wohl eines bei der Hand und führte es ein Stück Weges mit sich. Der Prinz hat ein sehr einnehmendes, wohlwollendes und menschenfreundliches Gesicht.

Von dem verstorbenen König Friedrich Wilhelm III. erzählte man sich noch viel im Volke, und dies ließ mich auf eine große Popularität schließen, welcher sich dieser Monarch zu erfreuen gehabt haben muß. Von seinem Nachfolger schien sich übrigens das Volk sehr viel zu versprechen und seine Regierungsperiode für eine heil- und glückbringende zu halten.

Der König galt für leutselig, offen und geistreich, und da er beständig von den Celebritäten der Kunst und der Wissenschaft umgeben, da er der Freund eines Alexander von Hum-

boldt ist, so darf man wohl glauben, daß alle seine Handlungen der edelsten und lautersten Quelle entfließen.

Die Wache am Brandenburger Thore muß an einem Sonntage wahrlich ihre Noth haben. Es vergeht keine Minute, ohne daß sie entweder vor einer prinzlichen und fürstlichen Equipage, oder vor einem Offizier die Honneurs machen müßte. Die Siegesgöttin auf dem prächtigen Brandenburger Thor schaut dem Allem in ihrer erhabenen Ruhe zu, doch erinnert sie selbst lebhaft an den Wechsel der Geschicke im Kleinen wie im Großen.

Wie plötzlich mit Einem Schlage geschah der Fall des Staates, welcher unter Friedrich dem Großen Rußland, Oesterreich und Frankreich zugleich die Spitze bot. Unter den Rädern des Wagens der stolzen Siegesgöttin zogen Napoleons Heermassen in die Stadt, und es war sehr natürlich, daß Napoleon diese Siegesgöttin für sich allein in Anspruch nahm und als gerechte Beute nach Paris sandte.

Bei Waterloo verlor Napoleon mit seinem eigenen Wagen auch diesen preußischen Siegeswagen, welcher wieder im Triumph nach Berlin fuhr und unter dem Donnerschall erbeuteter Kanonen und dem freudetrunkenen Gejauchze des Volkes seinen gewohnten, stolzen Standpunkt wieder einnahm.

Wird nicht auch dieses, ich möchte sagen, klassische Thor einst eine Ruine sein, gleich der Akropolis in Athen?

Ich will nicht hoffen, denn es kann dies nur werden, wenn nordischer Vandalismus abermals in das Herz Europa's rückt und zum andern Male der große Kampf zwischen der Civilisation und dem Slaventhum entbrennt.

Der Thiergarten vor dem Brandenburger Thore ist weltberühmt. Ich habe diesen großen, dichtbewachsenen Wald durchaus nicht so langweilig gefunden, wie ihn mir viele Leute

darstellten. Seine Lage dicht neben der so belebten und glänzendsten Straße der Stadt hat an sich schon etwas hoch poetisches, und man kann sagen, daß man, sobald man den Fuß aus dem Thore setzt, Berlin, Preußens, ja Deutschlands Vorzeit, mit seinen endlosen Wäldern, seinem morastigen Boden vor sich steht, welcher die römischen Legionen verschlungen, und den wilden Thieren und Menschen entrissen worden ist.

Der Thiergarten zieht sich fast eine halbe Meile bis nach Charlottenburg hin. Dieses Städtchen ist reizend gelegen und verdient es, die Sommerresidenz des Hofes zu sein. In dem Schlosse, welches einen sehr schönen Park hat, befindet sich das Mausoleum der Königin Louise, deren Andenken vom Volke tief geehrt wird.

Sie muß jedenfalls sehr schön gewesen sein, Adel und Hoheit sprechen aus ihren, wenn auch todten Zügen, sie hat in den Jahren des Unglücks sehr viel zur Begeisterung und Erhebung des Volkes beigetragen.

Zwischen Charlottenburg und Berlin, ebenfalls im Thiergarten, liegt auch das schöne Schloß Bellevue. Hier hat seiner Zeit Carl X. auf seiner Flucht aus Frankreich eine Weile gewohnt. Wie mag dem französischen Könige auf diesem preußischen Sommerschlosse zu Muthe gewesen sein? Was mag er gedacht haben, wenn er von den spiegelhellen Scheiben nach dem belebten Thiergarten blickte und hier das Volk neben seinem Könige und seinen Prinzen so ruhig hin- und herwogen sah? Wenn er es gedachte, wie dieses ihm mit auf seinen Thron geholfen, und wie es nun theilnahmlos an ihm vorüberging? Wie mußte ihm das Herz bluten, da er der verlorenen Größe gedachte, und daneben den Glanz eines Königshauses sah, das einst von seinem Lande gedemüthigt, nun ihm selbst, dem vertriebenen König, ein Asyl gewährte?

Der Thiergarten hat vielleicht mehr als ein Dutzend Lokale, welche theils glänzender, theils einfacher, wie die sogenannten Zelte, eingerichtet sind. Daß diese Lokale in vornehme und geringe, je nach dem Stande, welcher sie besucht, zu sondern wären, habe ich nicht gefunden. In Berlin geht Jeder hin, wohin ihn sein Beutel, die Gewohnheit und Bequemlichkeit zieht. Es ist merkwürdig genug, daß es jetzt überhaupt kaum in einer großen Residenzstadt Lokale giebt, welche besonders und ausschließlich für die vornehme Klasse eingerichtet sind.

Ich beklage dies nicht, ich lobe es nicht. Ein jedes Ding hat seine zwei Seiten, und die Sitte ist mehr Monarchin als alle Könige und Königinnen der Welt.

Hundertneuntes Kapitel.

Studien eines Junggesellen.

Der Besuch. — Im Schlafrock. — Ohne Pantalons. — Die Häßliche. Geheimnißvolle Zeichen. — Der abgezogene Schlüssel. — Das Kunstcabinet.

Nachdem ich das erste Mal auf dem Königlichen Theater in Berlin aufgetreten war, vermehrten sich meine Bekanntschaften ungemein. Ich erhielt wieder eine Menge Zuschriften, von denen einige in exentrisch verliebten Ausdrücken abgefaßt waren, und verschiedene Herren kündigten mir ihren Besuch an. Ich hatte zwar Freunde genug, aber in einer fremden Stadt, zumal als Künstlerin, kann man deren nicht genug haben. Es ist nur ein Unglück, daß die Herren sich überall mit der Freundschaft einer Dame nicht begnügen und durchaus in die Rolle der Liebhaber eintreten wollen. Hiermit war ich aber auch bereits hinlänglich versehen, und ich war daher wirklich in Verlegenheit, was ich mit den Herren machen sollte, die sich mir täglich zu Füßen legen wollten.

Es gelang mir, manchen Zudringlichen auf eine Weise von mir abzuwehren, die ihn nicht beleidigte, aber viele wurden mir auch feindlich gesinnt. Diese Herren waren zu klein-

müthig, zu niedrig, um die Offenheit einer Tänzerin vertragen und ihren Stolz verschmerzen zu können. Ja, ein Herr sagte mir geradezu, er würde mich bei meinem jedesmaligen Auftreten gehörig auspfeifen, wenn ich seine Anträge, seine Zärtlichkeit unbeachtet ließe, und der Mann hat, wie ich bemerkt zu haben glaube, getreulich Wort gehalten.

Unter diesen sogenannten Freunden befand sich auch ein ältlicher Herr, dessen einziges Geschäft, wie er selbst eingestand, es war, die vergleichende Anatomie bei den Frauen zu studieren. Er hatte, um diesen Studien besser obliegen zu können, sich ein Kunstkabinet angelegt, welches aus allen Arten von Haarflechten, aus Gypsabdrücken weiblicher Glieder und Körpertheile, aus den mannigfaltigsten Portraits bestand. Er sprach so viel von diesem merkwürdigen Museum, machte mich so neugierig darauf, der Mann selbst war ein solches Monstrum von Merkwürdigkeit und Originalität, daß ich mich endlich nach langem Widerstreben entschloß, sein Kunstkabinet anzusehen.

Aber ich wollte es durchaus nur in Begleitung meines Freundes v. K... in Augenschein nehmen.

Auf diese Bedingung richtete sich aber der sonst etwas gebückt gehende Mensch kerzengerade in die Höhe und sagte:

Donna, mein Kabinet ist ein Heiligthum weiblicher Mysterien, es hat noch kein anderer Mann, als ich selbst, der Priester, dieses Heiligthum betreten, ich gestatte nur den Damen Zutritt zu ihm. Wollen Sie eine Freundin mitbringen, das ist mir Recht, aber sie dort mit einem Herrn zu empfangen, ist mir unmöglich.

Dieses sonderbare Benehmen vermehrte meine Neugierde, und ich ging daher auf seinen Vorschlag ein und besuchte ihn,

von einer Freundin, einer jungen, lebenslustigen Wittwe, begleitet.

Der sonderbare Mann empfing uns auf ganz eigenthümliche Weise.

Seine Wohnung befand sich in der Beletage eines eleganten Hauses in einer sehr ruhigen, neugebauten Straße. Er selbst war in den Vierzigern, klein und ziemlich hager, aber doch von kräftigen Muskeln.

Sein Gesicht hatte etwas Joviales und war rund und pausbäckig, was gegen seine Hagerkeit etwas abstach. Sein Haar trug er sehr sorgfältig frisirt, auch seine Kleidung war sehr sauber und eigen gehalten.

Als wir ihn besuchten, trug er einen türkischen Schlafrock und eine Art persisches Käppchen, dabei hatte er eine lange Pfeife im Munde.

Er schien sehr erfreut, als wir bei ihm eintraten, nahm uns ohne Umstände eine jede unter einen Arm, und führte uns in ein elegant eingerichtetes Zimmer, welches uns bald erkennen ließ, daß unser Junggeselle auch musikalisch war.

Er reichte uns sogleich, nachdem wir uns auf den Divan niedergelassen hatten, die feinsten Damencigarren, von denen ich eine nahm, meine Freundin, des Rauchens nicht gewohnt, wollte sie ablehnen, mußte jedoch auf sein zudringliches Anerbieten eine anzünden und zu rauchen beginnen.

Das hilft nichts, sagte er, die Damen müssen bei mir immer rauchen.

Als wir unsere Cigarren wohlgemuth pafften, entfernte sich unser sonderbarer Wirth, und wir hörten mit Erstaunen, daß er die Thüre, welche doch schon in's Schloß gefallen war, so daß Niemand hineinkommen konnte, nochmals verschloß,

und den Schlüssel abzog. Meine Freundin blickte mich verwundert an und sagte:

Mein Gott, er schließt uns ja ein, wie Gefangene. Was hat denn der Mensch vor?

Fürchten Sie sich, fragte ich, da wir unserer Zwei sind?

O, das Ungeheuer nimmt es mit unserer Drei auf.

Das Ungeheuer?! Ich finde dieses Ungeheuer in seiner Behausung sehr liebenswürdig. Seine Manieren sind gemessen und fein, seine Cigarren sind vortrefflich, und wie hübsch sieht es hier aus? Wahrlich, man vermuthet nicht, daß hier ein Junggeselle haust, hier herrscht die Ordnung eines jungen Mädchens, Alles ist hübsch, zart, duftig.

Und sein hübscher Schlafrock, die gestickten Pantoffeln, rief meine Freundin lachend, wollen Sie nicht auch diese Dinge in Betracht ziehen? Vielleicht haben Sie auch bemerkt, daß der interessante junge Mann kein Beinkleid anhat.

Kein Beinkleid? fragte ich, nun, meine Liebe, was thut das zur Sache? — Der Herr ist in seinem Hause und hat wahrscheinlich keinen Besuch erwartet. Uebrigens sollten sie aus diesem Umstande irgend einen Anlaß zur Besorgniß ziehen? — Ich habe viele Jahre Stunden lang mit Leuten verlebt, die auch keine Beinkleider trugen. Das war für mich keine Veranlassung zur Furcht.

Sie haben mit Männern ohne Beinkleider verlebt?

Nun, meine Liebe, was ist's weiter?

Dann hatten sie wohl recht lange oder doppelte Röcke an?

Mit nichten, sie hatten auch keine Röcke an.

Wie, weder Beinkleider, noch Röcke?

Wie ich Ihnen sage; und selbst die Hemden fehlten.

Nun, dann werden sie Jacken getragen haben?

Nichts hatten sie an, gar nichts.

Das ist in der That eine eigenthümliche Bekleidung in der Anwesenheit einer jungen Dame. Und Sie hatten keine Furcht?

Vor was denn, meine Gute?

Nun, ich denke, daß nackte Männer Dinge haben, die eine Frau fürchten muß.

Die Furcht, meine Liebe, ist eine schlimme Angewohnheit, der man sich entschlagen muß, wenn man unangenehmen Dingen ausweichen will. Jene nackten Männer waren dazu noch Wilde, es waren Indianer, aber sie fügten mir durchaus nichts Böses zu.

O — Indianer, das ist etwas Anderes, die tragen gemalte Kleider.

Dieses Zwiegespräch, welches uns denjenigen, welcher Veranlassung dazu gegeben hatte, fast ganz vergessen ließ, wurde durch eine sehr eigenthümliche Erscheinung unterbrochen.

Es trat nämlich eine alte, häßliche, bucklige Person, welche jedoch sehr sauber gekleidet war, zu uns in's Zimmer, und brachte uns einige Erfrischungen. Dabei entschuldigte sie die Abwesenheit — ihres Sohnes, in dessen Auftrag sie uns sagte, daß er bald wieder zu uns eintreten würde.

Wir wollten die Frau zurückhalten und mit ihr ein Gespräch anknüpfen, sie aber wußte uns mit auffallender Gewandtheit auszuweichen, und verschwand, wie sie gekommen war.

Das ist also seine Mutter? rief ich, nun, mein Gott, er hätte uns seine Mutter früher vorstellen sollen, und ich würde seine Häßlichkeit entschuldigt haben.

Ich muß gestehen, sagte meine Freundin, daß ich dieses Haus sehr mysteriös finde, ich habe große Lust, mich davon zu machen.

Ich glaube, daß diese Gegenwart einer Mutter Sie be-

ruhigen müßte, selbst wenn mehr Veranlassung zur Furcht da wäre.

Ich denke, daran fehlt es nicht. Ein Mann ohne Pantalons, welcher uns einschließt, wie in ein Serail, und den Schlüssel in seine Tasche steckt, wie den einer eroberten Festung, dazu eine so alte, häßliche Frau, welche man ohne Gewissensbisse als Hexe verbrennen könnte, das ist genug, um an den Rückzug denken zu lassen.

Aber im schlimmsten Falle haben wir ja Zungen, und dürfen nur mit dieser Waffe an's Fenster treten.

Ja, wenn uns der Entsetzliche nicht Pechpflaster auf den Mund legt.

In diesem Augenblick trat der Junggeselle wieder in das Zimmer. Ich bemerkte alsobald die Ursache seines langen Ausbleibens, denn er hatte eine sehr artige Toilette gemacht, den Schlafrock mit einem schwarzen Frack vertauscht und auch sogar die Unaussprechlichen von gleicher Farbe nicht vergessen.

Sie haben sich gewiß sehr gelangweilt, sagte er, Sie werden mich indeß entschuldigen, meine Damen, die Toilette, in welcher Sie mich fanden, war nicht geeignet, Ihre Eroberung zu machen.

Meine Freundin, welche den Junggesellen, trotz seiner vortheilhaften Veränderung, noch immer mit Mißtrauen betrachtete, welches nun einmal bei ihr rege gemacht, stieß mich bei dem Worte „Eroberung" an.

Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, sagte ich lachend, daß Sie mir wenigstens im Schlafrock besser als im Frack gefallen. Indessen wird es bei meiner Freundin wohl umgekehrt der Fall sein.

Nein, nein, rief diese, Sie gefallen mir gar nicht.

Nun, das ist ein artiges Compliment, rief der Junggeselle,

ohne sich besonders beleidigt zu fühlen, da werde ich es besser mit Ihnen machen. Ich werde Ihnen sagen, meine Schöne, daß Sie mir in jeder Bekleidung gefallen würden, sowohl in der, welche Sie des Nachts, als auch in der, welche Sie am Morgen, am Tage oder am Abend tragen.

Jetzt aber, meine Damen, haben Sie die Güte mir zu folgen. Ich weiß, daß Sie nicht meinetwegen gekommen sind Sie sollen jetzt sehen, was Sie wünschen.

Mit diesen Worten führte uns der sonderbare Mensch durch einige Zimmer in ein kleines Kabinet, welches fast ganz dunkel war, denn das herabgelassene Roleaux verwehrte dem Lichte den Zutritt.

Meine Freundin hatte kaum einen Blick in das dunkle Zimmer geworfen, als sie laut nach Hülfe schrie und über die Schwelle des Zimmers zurücksprang.

Mein Gott, was ist Ihnen? fragte der Junggeselle und beeilte sich ihr beizuspringen.

O, ihr ist nichts, sagte ich, sie hat nur Furcht vor Ihnen.

Furcht vor mir? rief der Junggeselle erstaunt.

Ja, sie kann die schwarzen Leute in den dunklen Zimmern nicht leiden, sie hält Sie für einen gefährlichen Menschen.

Meine Freundin war gar nicht leicht zu beruhigen, sie wollte durchaus nicht ins dunkle Kabinet zurück und zeigte ängstlich nach einem Glasschranke, welchen ich bisher gar nicht bemerkt oder wenigstens nicht genauer angesehen hatte.

Als ich nun einen Blick dahin warf, ward mir ebenfalls gar nicht besonders zu Muthe. In dem Schrank befanden sich keine andern Dinge — als menschliche Gliedmaßen, Beine mit Füßen, Füße ohne Beine, Arme, Hände, Schenkel, bloße Rümpfe, Brüste, genug alle menschlichen und wie mir schien weiblichen Körpertheile. Sie sahen dazu noch alle so lebens-

frisch aus, als wären sie erst so eben von den Körpern losgetrennt worden. Als ich mich nun genauer in dem Kabinette umsah, bemerkte ich auch mehrere Gerippe und allerlei Dinge, welche den Augen stets fürchterlich erscheinen, die nicht gewöhnt, der Verwesung in's entsetzliche Antlitz zu schauen.

Das sieht ja auch wahrlich hier wie eine Räuberhöhle aus, sagte ich, ich kann meiner Freundin nicht Unrecht geben.

Ach, Sie sind kindisch, sagte unser Wirth lächelnd.

Was mich betrifft, versetzte ich, mich sollen diese Dinge nicht abhalten in Ihre Mördergrube einzutreten, aber haben Sie zur Beruhigung meiner Freundin die Güte, das Rouleau aufzuziehen.

Der Junggeselle zog das Rouleau in die Höhe, aber meine Freundin zögerte noch immer einzutreten; ich faßte sie jedoch bei der Hand und zog sie ins Kabinet, sie über ihre thörichte Furcht tüchtig auszankend.

Wir mußten uns nun niedersetzen, und allmählig wagten wir es die Gerippe näher in's Auge zu fassen. Der Junggeselle öffnete seinen Schrein und holte uns seine Glieder hervor. Wir erkannten nun, daß es keine wirklichen Fleisch- und Knochenstücke, sondern sehr künstlich nachgeahmte Gliedmaßen waren, und dies beruhigte meine Freundin nun der Art, daß sie sich jetzt ganz behaglich in diesem sonderbaren Museum zu fühlen begann.

Der alte Junggeselle begann uns nun seine weiblichen Bruchstücke zu erklären, welche Erklärung uns vielen Spaß machte. Er hatte nämlich von verschiedenen hübschen Damen, wie er sagte, von Tänzerinnen, Schauspielerinnen, Sängerinnen und Kunstreiterinnen die Gliedmaßen abformen lassen, um so von allen diesen Schönen ein Andenken zu haben. Wo er nicht so glücklich war in seinen plastischen Studien unterstützt

zu werden und die Damen sich weigerten ihm ihre Beine, Arme oder sonst irgend einen Theil ihres Körpers in Copia zu geben, trug er wenigstens andere Liebestrophäen, wie er sich ausdrückte, davon, dann war er auch wohl mit einer Flechte oder mit einer Locke zufrieden. Er hatte einige sehr zierlich gearbeitete Kästchen mit solchen Locken, an denen kleine silberne Schildchen befestigt waren, die den Namen der ehemaligen Besitzerinnen enthielten. Es befanden sich unter diesen sogar sehr berühmte Namen, und der Junggeselle war wenigstens ehrlich genug, es uns zu sagen, bei welchen Damen dieses Lokkenangedenken die einzige Gunst war, welche er erlangen konnte.

In Betreff der Skelette sagte er uns, daß es ehemals sehr blühende, wunderschöne Mädchen waren, die er im Leben gekannt, und die unter sehr traurigen Verhältnissen gestorben und von der Anatomie in seinen Besitz gekommen waren.

Diese Mittheilung machte uns schaudern, und ich hielt dem Junggesellen seine Grausamkeit, diese menschlichen Ueberreste der Erde zu enthalten, vor. Er aber versetzte lachend, daß sich diese Skelette in seinem Kabinet weit besser als unter der Erde befänden, denn erstlich würden sie besser conservirt und dann sei ihnen sein Andenken wenigstens auf diese Weise bewahrt.

Das ist ein Andenken ohne Pietät, sagte ich.

Auf Pietät können diese weiblichen Ueberreste, welche ich von der Anatomie erhalten, auch wohl nicht gut Anspruch machen, versetzte er, aber das thut auch nichts zur Sache, es wird hier wenigstens mit ihnen kein Spott getrieben, und die Erinnerung an das frische, sprudelnde Leben, welches ehemals diese Knochengerippe bewegte und erfüllte, ist nicht ohne feierliche Gedanken, gelten sie auch dem endlichen Schicksale alles Lebens und somit auch meines eigenen.

Die Unterhaltung wurde durch diese Wendung etwas ernst; aber bald kamen wir von diesem Thema wieder ab, und unser sonderbarer Wirth erzählte uns nun allerlei Geschichtchen aus dem Leben der galanten Frauen, mit denen er selbst in Berührung stand, oder die er vom Hörensagen kannte.

Wir unterhielten uns in der That sehr angenehm, meine Freundin verlor gänzlich ihre Scheu, und der alte Junggeselle schien ihr sogar jetzt sehr interessant zu sein, und das fand ich eigentlich auch, denn er war wenigstens sehr originell und sein Benehmen blieb immer gleich delikat.

Als wir uns anschickten, sein Kabinet zu verlassen, bat er, mich recht bald wieder besuchen zu dürfen, wozu ich natürlich meine Einwilligung gab.

Auch meiner Freundin machte er ein sehr feines Compliment und bat um Fortsetzung der Bekanntschaft. Nach einigem Zögern gab sie ihm ihre Adresse und wir verließen den Herrn sehr befriedigt.

Er stellte sich bei mir schon am folgenden Tage wieder ein, und bat mich, ihm auch irgend ein Theilchen meiner liebenswürdigen Person zu geben. Ich hatte aber gar keine Lust, lebendig in seine Anatomie zu wandeln. Er bat aber so dringlich, daß ich mich doch endlich entschließen mußte, ihm wenigstens eine Locke zu bewilligen, jedoch nur unter der Bedingung, daß er auf dem silbernen Schildchen, welches meinen Namen enthalten sollte, die Worte graviren ließe:

Lola Montez — nichts als eine Locke.

Daß ich ihm überhaupt verbieten sollte, meinen Namen der Locke hinzuzufügen, schien mir unvernünftig zu sein. Das war gegen sein System, und es schien mir, daß er davon, trotz meines Verbotes, doch nicht abweichen würde.

Für diese Locke hatte ich mir denn einen sehr energischen Freund erworben, welcher sich bei meinen Vorstellungen die Hände wund schlug, um meine Feinde aus dem Felde zu schlagen und das Publikum für Applaudissements zu enthusiasmiren.

Sie tanzen himmlisch, göttlich, sagte er, Ihr Fuß verdient es, neben dem einer Taglioni, einer Elsler zu stehen — aber diese Berliner (ich will sein Wort nicht wiederholen) wissen Sie nicht zu schätzen, und wissen nicht, was es heißt, wenn eine Spanierin tanzt. Doch die Zukunft wird sie richten, mir nur vergönnen Sie den Fuß zu küssen, der mich gestern so sehr entzückt hat, und der einer der schönsten Füße ist, die ich je gesehen habe.

Mit diesen Worten bückte er sich zur Erde und umfaßte meinen Fuß.

Aber mein Gott, was machen Sie denn da? rief ich, als ich bemerkte, daß der exaltirte Junggeselle mir den Schuh abstreifte.

O, lassen Sie mich, lassen Sie mich! rief er, und küßte inbrünstig meinen Fuß, als ob er eine heilige Reliquie vor sich hätte.

Das war mir aber auch gar zu arg, er wollte meinen Fuß nicht wieder loslassen, und ich befürchtete in allem Ernst, daß er mir ihn am Ende noch abschneiden könnte. Endlich sprang er wieder auf und rief mit triumphirenden Blicken die Worte aus:

Ich habe ihn! ich habe ihn!

Was haben Sie denn?

Ihren Fuß, meine Schöne! Ihren himmlischen Fuß!

Ich will doch nicht hoffen — — Sie sind wahrlich ein gefährlicher Mensch.

Der alte Junggeselle hatte die Zeit in der That sehr gut benutzt, um ein Modell von meinem Fuße zu nehmen, dessen obern Theil er mit einer weichen Masse überzogen hatte, und, so gut es ging, abdrückte. Ich wollte nun sein Kunststück sehen, aber der Mensch schien zu befürchten, daß ich ihm dasselbe zerstören würde, und lief, mir einen Handkuß zuwerfend, zur Thüre hinaus.

Nun sage mir Einer noch, daß die Männer keine Narren sind! — —

Hundertzehntes Kapitel.

Eine Wanderung durch die Stadt.

Das Zeughaus. — Glanz und Elend. — Außen und Innen. — Die Schlüterschen Masken. — Die Wohnung des ersten Regenten des Hohenzollernschen Hauses. — Häuser und Menschen.

Berlin ist so zu sagen eine militärische Stadt, so gut wie Petersburg, obgleich, wie schon gesagt, der Civilrock in ersterer Stadt eine weit größere Rolle spielt, und zu dem Glücke des Individuums nicht gerade unentbehrlich ist. Berlin ist eine Militärstadt, das sprechen die vielen Kasernen aus, welche zu den schönsten Gebäuden der Stadt gehören, das sagen die Monumente, von denen kein einziges den Heroen der Kunst und Wissenschaft, sondern sämmtlich den militärischen Größen gesetzt sind. Preußen verdankt allerdings seine Größe zumeist seinen Kriegen, aber dennoch nicht allein dem militärischen Ruhm, es haben gar sehr viele civile Künste, wie mir unser junger gelehrter Freund versicherte, mit dazu beigetragen. — Ich glaube, die Zeit wird jetzt auch wohl vorüber sein, welche den Kriegsruhm als etwas Glänzendes verehrt. Die Völker kommen mehr und mehr zu der Einsicht, daß der Krieg am Ende zu nichts Gutem führt, und daß die aus ihm entsprin-

gende Größe sehr theuer mit Menschenblut und Menschenglück erkauft wird. So glänzend auch die Außenseite ist, die innere, welche sich nur zu oft unserem und namentlich dem Auge der fernern Zeit verhüllt, enthält nichts als Wuth, Entmenschung, Entsittlichung, die Verachtung aller derjenigen Gebote und Pflichten, welche das Christenthum obenan stellt.

In Berlin befindet sich ein großartiges prächtiges Gebäude, dessen Umrisse uns schon den genialen Baumeister verrathen, — es ist das Zeughaus. Dieses Haus ist im Aeußern mit allen möglichen Trophäen des Kriegsruhms geziert. Der Meister hat es wohl verstanden, mit seinem Gebäude der militärischen Ruhmsucht, welche die eitelste der Welt ist, zu schmeicheln, aber er hat es auch wohl begriffen, daß, wenn die Kunst wahr und gerecht sein will, sie bei dieser verhüllenden Außenseite nicht stehen bleiben dürfe. Er hat deshalb im Innern allen Jammer des Krieges in den verzerrten, verzweifelten Gesichtern dargestellt, welche man, wenn ich nicht irre, nach dem Baumeister des Zeughauses Schlüter, die Schlüterschen Masken nennt. Wahrlich, wer in blinder Befangenheit den Schlachtenruhm vergöttert, der kann nicht besser geheilt werden, als wenn man ihn in's Zeughaus zu Berlin treten läßt, und ihm diese Masken zeigt, welche den Kriegsjammer in seiner ganzen entsetzlichen Blöße uns vor Augen führen.

Und doch zeigen diese schmerzverzerrten Züge sterbender Krieger nur einen kleinen Theil des Elends. Den Jammer der Familien, welchen ihre Ernährer, ihre Väter, ihre hoffnungsvollen Brüder und Söhne entrissen, welchen der Wohlstand untergraben, das Glück geraubt — den hat er uns nicht dargestellt. Es fehlen hier noch die Bilder verwüsteter, blutgedüngter Felder, zerstörter Städte und Dörfer, kurz, es fehlt

noch jener tausendfältige Jammer, welchen aller Glanz, aller Ruhm nicht bedecken kann.

Dem Zeughause gegenüber liegt das Palais des verstorbenen Königs, Friedrich Wilhelm III., welches, wie ich schon früheer wähnte, ein sehr bescheidenes Aussehen hat. Es war damals unbewohnt, wird aber wahrscheinlich jetzt von dem Sohne des Prinzen von Preußen in Besitz genommen sein, für den es der König bestimmt hat. Das Palais steht durch einen Ueberbau, unter welchem weg eine Straße führt, mit dem Palais der Fürstin von Liegnitz, des verstorbenen Königs zur linken Hand angetrauten Gemahlin, in Verbindung. Hier in einem dieser Zimmer saß der König schon todeskrank und sah der Grundsteinlegung des Denkmals für Friedrich den Großen zu. Er konnte, nach seiner eigenen Aeußerung, aber nichts davon sehen, da der große Platz vor ihm von einer ungeheuren Menschenmenge angefüllt war. Wie mochte dem Könige wohl zu Muthe sein, da er, den Tod im Herzen, sein Volk so lebensfroh auf und niederwogen sah, dem Ruhme eines großen Fürsten huldigend? Dachte er da nicht an die Hinfälligkeit alles Glanzes, an den allein dauernden wahren Ruhm, an die Ewigkeit des Volkes, welches doch am End stets der Richter der Thaten seiner Fürsten bleibt?

Das Sterbezimmer des Königs, welches noch ganz in dem Zustande war wie zur Zeit seines Todes, zeugte von einer höchst rührenden Einfachheit, welche überhaupt ein hervorstechender Charakterzug dieses Monarchen gewesen sein soll.

Das schönste Denkmal, welches Berlin besitzt, befindet sich auf einer Brücke neben der königlichen Burg. Es stellt einen Kurfürsten dar, welchem Preußen den Anstoß zu seiner Größe verdankt. Es ist fast so kolossal, wie die Reiterstatue Peter des Großen in Petersburg. Seltsam machen sich übrigens

die vier nackten Sklaven, welche gefesselt zu Füßen des Pferdes sitzen. Man konnte mir nicht sagen, ob es besiegte Feinde oder eine symbolische Darstellung der überwundenen, gebändigten Leidenschaften sein sollen.

Bei der Brücke, auf welcher dieses Denkmal steht, beginnt das alte Berlin, welches eine ganz andere Physiognomie als die Neustadt hat. Hier sieht man noch kleine, enge, düstere Straßen, mit schmutzigen, kleinen Häusern, welche man leicht als die Wohnungen der Armuth erkennt. Sonderbar genug hat dieser Stadttheil dennoch den stolzen Namen „Königsstadt". In der Königsstraße befindet sich dicht neben großartigen Jouvelierläden eine schmale, endlos lange Gasse, welche ich, ihrer Aehnlichkeit mit einer Straße in Frankfurt a. M. und in andern Städten halber, für eine Judengasse oder ein sogenanntes Ghetto hielt. Zu meiner Verwunderung hörte ich aber, daß diese Straße von lauter öffentlichen Mädchen bewohnt sei. Wahrlich, in einen abschreckendern Winkel konnte man diese nicht leicht verweisen.

Es befindet sich aber auch in der That neben dieser Straße eine Judengasse, der kleine Jüdenhof, welcher eine wahrhafte Galgen-Physiognomie hat. Mehrere Male soll derselbe der Schauplatz sehr blutiger Auftritte gewesen sein, wie das in allen Städten, wo Juden wohnten, der Fall gewesen ist.

Es sind überhaupt in diesem Stadttheile, und zwar in wenigen Straßen zusammengedrängt, welche der Ursprung Berlins sind, die alterthümlichsten Gebäude. Von dem Kloster habe ich schon gesprochen. Neben diesem Kloster befindet sich auch die Burg, welche die ersten Markgrafen vor fünf Jahrhunderten inne hatten. Sie steht unmittelbar neben dem Kloster und ist noch ziemlich gut erhalten. Jetzt nennt man diese Burg Lagerhaus und sie dient einigen städtischen Be-

hörden zum Aufenthalte. Gegen die jetzige Königsburg und Residenz des Königs hat diese Burg übrigens ein sehr bescheidenes Ansehen.

Ich habe nicht leicht in einer andern Stadt so viele Schenken, Restaurationen, Bierhäuser und Speisekeller bemerkt, wie in Berlin. Ueberhaupt erschien mir das Berliner Volk sehr lebenslustig und beweglich, aber man sieht hier nicht die vierschrötigen, kräftigen Gestalten, wie im Süden. Das Volk sieht zumeist sehr verhungert aus. Man bemerkt es wohl, daß hier mehr Spirituosa, als gute nahrhafte Biere getrunken werden. Die Leute scheinen aber hier viel vertragen zu können, denn ich habe sehr selten einen Betrunkenen gesehen. Nur auf dem Stralauer Fischzuge, einem Berliner Volksfeste, welches in einem an der Spree belegenen, eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Fischerdorfe gefeiert wird, sah ich Berauschte in zahlloser Menge. Es schien dem Volke an diesem Tage so kannibalisch wohl wie fünfhundert Säuen zu sein, es fielen auch einige Prügeleien vor, aber die Polizei, welche man in Berlin überall sieht, wo irgend eine Volksmasse zusammenkömmt, war sehr zurückhaltend und es kam zu keinen ernstlichen Excessen, obgleich hier das Publikum zumeist aus den untersten Klassen bestand.

Bei Nacht gewinnt die Stadt, namentlich von der Königsburg bis zum Brandenburger Thor, einen feenhaften Anblick. Es fehlt dann auch nicht an weiblichen Feen, welche die Stadt nach allen Seiten durchstreichen. Nach dem wogenden Männergewühl werfen sie ihre Angeln aus, und ihr hübscher, oft graziöser Wuchs ist keine schlechte Lockspeise, an der auch oft ein Fang hängen bleiben mag. Oft sah ich, daß ein Mann plötzlich vor einer solchen, ihm begegnenden Fee stehen

blieb, ein Paar Worte mit ihr wechselte, ihr recht galant seinen Arm anbot, und das Pärchen, das sich so schnell gefunden, verschwand bald in irgend einem dunkelen Eingange eines Hauses.

Wie viele kleine Romane mögen hier an jedem Abende, in jeder Nacht gespielt werden? — Welch ein Anblick, wenn plötzlich die Wände niederfielen! — Welche Scenen mag in dieser Stadt die Alles verschleiernde Nacht verbergen?

Hundertelftes Kapitel.

Eine Kriegsscene.

Der Fürst v. B... — Die unterbrochene Bachanalie. — Fünf Damen und sechs Herren. — Küsse und Messer. — Die Kapitulation.

Einige Tage zuvor, als ich vor dem preußischen Hofe in Sanssouci zu tanzen die Ehre hatte, kam der junge Fürst v. B... zu mir und theilte mir mit, daß er in dem Hotel du Nord eine Feete zu geben beschlossen habe, an welcher seine Freunde theilnehmen würden, und bat mich, dem kleinen Feste mit beizuwohnen.

Ich fragte ihn, ob noch mehrere Damen anwesend sein würden, was er mir bejahte, und auf meine Frage, wer diese Damen seien, nannte er mir einige junge Schauspielerinnen, von welchen ich einige kannte. Ich wollte zuerst nicht auf seinen Vorschlag eingehen, er drang indessen so lange in mich, bis ich ihm endlich zusagte, und er versprach mir, mich in seinem Wagen abholen zu lassen.

Er hielt Wort, und ich fand eine recht artige Gesellschaft vor. Wir hatten ein recht hübsches Zimmer, gute Speisen und köstliche Weine, auch der Champagner fehlte nicht.

Die kleine Gesellschaft, welche aus sechs Herren und fünf

Damen bestand, wurde recht munter und vergnügt, die Unterhaltung kam vortrefflich in Zug, und namentlich war der junge Fürst, welcher an meiner Seite saß, ungemein aufgeräumt.

Der Fürst schien mich ausschließlich in Beschlag nehmen zu wollen; die andern Damen hatten ebenfalls jede ihren bestimmten Freund, zu dem sie sich zu halten wohl Ursache haben mußten, denn sie schienen von ihren Freunden ziemlich eifersüchtig bewacht zu werden. Der sechste Herr, welcher keine Dame hatte, schien aber mit dieser Eintheilung sehr unzufrieden zu sein, und bedauerte es, daß er sich nicht ebenfalls mit einer Dame versehen hatte. Da ich mich nicht verpflichtet hielt, dem Fürsten allein meine Aufmerksamkeit zu schenken, und ich den einzelnen Herrn höchst interessant und geistreich fand, so zog ich diesen mit in unsere Unterhaltung, was ihm sehr zu gefallen schien.

Die Herren, und besonders der junge Fürst hatte, wie gesagt, schon sehr viel getrunken, und in dieser Aufregung wußte er von nichts Anderem als von solchen Dingen zu sprechen, die man gern unter vier Augen abmacht. Er mochte in der That in Berlin sehr viele Eroberungen gemacht haben, aber es war doch nicht hübsch die armen Frauen vor so vielen Zeugen zu compromittiren, und ich sagte ihm daher, daß ich nicht hoffe, daß er sich jemals meiner Eroberung rühmen würde.

Und warum nicht, fragte er, wenn ich Sie habe?

Sie werden mich aber nicht haben, versetzte ich.

O, rief der junge Mann, Sie sollen sich vergebens dagegen sträuben.

Mit diesen Worten umarmte mich der muthwillige Mensch und gab mir ein Paar Küsse, ehe ich etwas zur Vertheidigung thun konnte.

Sehen Sie, rief er, so verfährt man mit widerspenstigen Damen, und seien Sie versichert, ich komme weiter.

Das ist sehr abscheulich von Ihnen, rief ich, mich erhebend, Sie haben mir versprochen, daß Sie sich artig gegen mich benehmen würden, aber ich sehe mich veranlaßt, Sie jetzt zu verlassen.

Hier kömmt Niemand ohne meinen Willen hinaus, rief der junge Fürst. Ich habe den Schlüssel in meiner Tasche.

Die andern Herren machten es mit ihren Damen nicht besser, sie küßten sie nach Herzenslust, und sie wurden darüber ebenfalls ungehalten, denn sie schienen ebensowenig auf eine Bachanalie vorbereitet zu sein.

Meine Damen, sagte ich, wenn diese Herren sich gegen uns verschworen haben, dann ist es an uns, uns in Vertheidigungszustand zu setzen, und ich hoffe, dieser Herr hier, ich zeigte auf den jungen Mann, welcher keine Dame hatte, wird unser Ritter werden.

Mit diesen Worten nahm ich ein Messer zur Hand und die andern Damen folgten meinem Beispiele.

So rasch hatte sich diese Scene umgewandelt.

Es standen sich jetzt zwei kampflustige Parteien gegenüber.

Die Herren aber schienen durchaus nicht kleinmüthig zu werden. Sie lachten über diesen Amazonenstreich, wie sie es nannten, und der junge Fürst rief:

Nur immer zu, meine schöne Amazone, ich fürchte Sie nicht, denn wenn Sie auch eine Waffe in der Hand haben, Ihr schwellender Busen giebt Sie doch in meine Gewalt. — Ich fürchte die Amazonen nicht, so lange sie Brüste haben.

Und ich die Männer nicht, so lange sie keine Bärte haben, versetzte ich.

Ach — Sie rechnen also meinen Schnurrbart für nichts? rief der junge Fürst.

O, den habe ich noch nicht bemerkt, rief ich, meine vertheidigende Stellung behauptend.

Die jungen Leute lachten und füllten abermals die Gläser, welche auch bald geleert waren.

Meine Damen, rief der junge Fürst, ich hoffe, Sie folgen unserm Beispiel und leeren ebenfalls Ihre Gläser, dann mag in Gottes Namen der Kampf beginnen. Wir wollen Sie ritterlich erobern, wie die Römer die Sabinerinnen.

Wenn Sie sich die Römer zum Muster nehmen, sagte ich, dann werden Ihre Thaten eben nicht sehr ritterlich werden, und ich werde Ihnen auch zeigen, daß ich keine Sabinerin bin.

Ich werde aber dennoch ein Römer sein, versetzte der junge Fürst.

Nun, wohlan, riefen die Herren, wenn die Damen zu trinken sich weigern, so ist es ihre Schuld, wenn sie unserer Begeisterung keine gleiche entgegensetzen können und desto schneller unterliegen. So sei ihnen denn hiermit der Krieg erklärt.

Ei was, rief der junge Fürst, die Schönen sind vogelfrei, es bedarf keiner Kriegserklärung, man fängt sie.

Es wäre sehr gut, wenn wir von solchen losen Vögeln befreit wären, rief eine der Damen.

Bei Gott, rief der junge Fürst lächelnd, das ist ein homerisches Gezänk, welches den Kampf versüßt.

Ich denke, Sie fangen nur, rief ich ihm zu.

Das werden Sie gleich sehen, versetzte der junge Fürst.

Er drang nun auf mich ein, die andern Herren thaten dasselbe mit ihren Damen.

Diese verbarrikadirten sich hinter dem Tische, ich aber hielt dem jungen Manne ein Messer entgegen und sagte:

Ich spaße nicht, bleiben Sie fern.

So stehen Sie uns doch bei, riefen die Damen dem sechsten Herrn zu, welcher dieser Scene lachend zuschaute und sich bis jetzt ganz neutral verhielt.

Meine Damen, rief der junge Mann, dieser Kampf ist zu ungleich. Ich würde es mit fünf Männern zu thun haben, ich ganz allein, denn Sie selbst können unmöglich in Betracht kommen, was vermag eine zarte Dame gegen einen kräftigen jungen Mann? Aber ich mache Ihnen einen Vorschlag: kapituliren Sie, und ich will dann das Meinige thuu, die möglichst günstigen Bedingungen für Sie zu erhalten.

Was mich anbetrifft, rief ich, so lasse ich mich auf keine Kapitulation ein, sie müßte denn darin bestehen, daß der Fürst uns sein Ehrenwort giebt, mich unbehindert gehen lassen zu wollen.

Ich werde mich hüten, rief der Fürst.

Und wir stellen dieselbe Bedingung, riefen die anderen Damen.

Wir wollen sehen, wer hier Bedingungen zu stellen hat, rief der junge Fürst, wir nehmen nur Unterwerfung auf Gnade und Ungnade an.

Diese Worte waren das Signal zum Kampfe. Natürlich nahmen die Herren das Ganze nur für einen Scherz, und es wurde ihnen auch gar nicht schwer, ihre Damen zu erobern, die sich dann auch in ihr Schicksal fügten und sich tüchtig abküssen lassen mußten.

Ob die Herren noch außerdem etwas thaten, weiß ich nicht, denn ich war in der Hitze des Kampfes, welcher bei mir vollkommen Ernst war. Der Fürst hatte schon eine, wenn auch

sehr leichte Wunde an der Hand erhalten, die ihn wenigstens überzeugte, daß ich die Sache ernst nahm, da er aber immer hitziger wurde, so hätte dieses Spiel doch leicht eine unangenehme Wendung nehmen können. Glücklicher Weise wurde in diesem Augenblick stark an die Thüre gepocht. Der junge Fürst fragte, wer draußen sei, und eine mir sehr bekannte Stimme gab Antwort. Der junge Fürst öffnete und mein Freund v. K... trat ein.

Er war auf einige Tage verreist gewesen, und ich hatte für den Fall seiner Rückkehr in meiner Wohnung hinterlassen, wo er mich finden würde; sein Erscheinen war mir natürlich so sehr willkommen, als es dem jungen Fürsten unwillkommen war. Er war indeß mit v. K... sehr befreundet und nahm gar keinen Anstand sein Attentat in dessen Gegenwart fortzusetzen. Da ich nun einen Zwist zwischen den beiden Freunden zu veranlassen fürchtete, so nahm ich sie, da ich jetzt sicher vor dem jungen Sausewind war, Beide bei der Hand und setzte mich zwischen ihnen.

Unser neutraler junger Mann hatte indessen ein Paar Damen seiner Bekanntschaft vorüber gehen sehen, er zeigte sie dem Fürsten und machte ihm den Vorschlag, sie hinauf zu führen, womit der Fürst einverstanden war. Bald darauf kam er auch wirklich mit seinen beiden Damen zurück. Es waren ein Paar recht schöne Frauen. Die Eine war eine junge Wittwe, die Andere ebenfalls eine junge, von ihrem Mannne geschiedene Frau.

Sie schienen auf eine so große, und namentlich auf eine Damengesellschaft nicht vorbereitet zu sein, und wollten, als sie uns bemerkten, sofort wieder umkehren. Der junge Fürst hielt sie indeß zurück, stellte uns gegenseitig vor, und sie entschlossen sich dann auch zu bleiben.

Ich fand die jungen Frauen bald eben so interessant, als schön.

Die geschiedene Frau erzählte mir die Geschichte ihrer Scheidung mit folgenden Worten:

Der junge v. P... machte mir lange Zeit den Hof. Ich hatte kein Vermögen, und da ein junges Mädchen vor Allem versorgt sein will, so gab ich ihm endlich meine Einwilligung, so häßlich v. P... auch war. Ich liebte ihn nicht besonders, aber ich dachte, die Liebe ist zur Ehe eben nicht besonders nothwendig, da sie doch nicht ewig dauert und so viele Ehen auch ohne diese ganz leidlich sind. Die Gewohnheit, diese stärkste und dauerndste Neigung der Menschen, thut Alles, und ich hoffte ebenfalls mit ihr durchzukommen. Es ging meinerseits auch ganz gut, und ich war meinem Mann wirklich treu; daß er es mir, trotz seiner Liebe, nicht war, daran glaubte ich nicht. Aber eines schönen Tages, als ich am Tische saß und auf meinen Mann wartete, ließ sich eine mir unbekannte Dame bei mir melden, die ich empfing. Sie führte sich mit folgenden Worten bei mir ein:

Ich bin Ihnen unbekannt?

Ich erinnere mich Ihrer nicht.

Ich bin die Freundin Ihres Mannes.

Die Freundin meines Mannes?

Daß ich deutlich rede, denn deshalb bin ich hier, ich meine, ich bin die Maitresse Ihres Mannes.

Sie können sich nun meine peinliche Lage denken.

Das ist nicht übel, versetzte ich, und was führt Sie zu mir?

Die Person erzählte mir nun, daß mein Mann nicht weniger als fünf Maitressen habe, bei denen er abwechselnd die Zeit verbringe. Ich würde ihn z. B. des Mittags bei der und

der finden, und sollte mich davon überzeugen. Er habe auch schon einige Kinder. Kurz, sie theilte mir da ganz allerliebste Dinge von meinem Herrn Gemahl mit. Weshalb sie das that und zur Verrätherin wurde, auch das sagte sie mir ganz unverhohlen.

Die Ursache war — daß ihr Geburtstagsgeschenk nicht nach ihrem Wunsche ausgefallen war.

Ich entließ die charmante Dame und folgte ihrem Rathe, suchte am folgenden Mittage meinen Mann bei der bezeichneten Person auf und fand ihn da wirklich in einer sehr interessanten Situation.

Nun warf er sich mir zu Füßen und bat um Verzeihung.

Ich will über das Vergangene einen Schleier decken, sagte ich ihm, aber Du entsagst diesem unfläten Umgange.

Mein Mann versprach es zwar mit den heiligsten Betheurungen, aber es blieb dennoch beim Alten, und ich drang auf Scheidung. So bin ich denn eine Frau ohne Mann, eine Wittwe, trotzdem daß mein Mann noch lebt, aber ich befinde mich so ganz gut. Ich habe eingesehen, was bei den Männern Treue und Liebe heißt, und bin jetzt klug genug, sie nie mehr zu beanspruchen und an sie nie mehr zu glauben. Ich habe daraus meine Moral gezogen und mache mir keine Vorwürfe, wenn ich weder wie eine Nonne, noch wie eine Lukretia lebe.

Die interessante Frau zeigte bald, wie gerecht sie gegen sich selbst war. Unser neutraler Sechster, der sie in unsere Gesellschaft eingeführt, befaßte sich sehr angelegentlich mit ihr. Der junge Fürst, welcher einsah, daß ich nicht so leicht zu fangen sei, versuchte seine Kunst bei der jungen Wittwe. Die Gläser machten wieder die Runde, die Unterhaltung wurde lebhafter, die allernärrischsten Dinge wurden vorgebracht, und

endlich mußte ich mich bequemen einen Fandango zu tanzen; die Schauspielerinnen spielten, die Sängerinnen sangen, an Musik fehlte es ebenfalls nicht, da wir einen Flügel hatten, und so verbrachten wir noch sehr angenehm den Abend und schieden erst sehr spät als die besten Freunde.

Warten Sie nur, flüsterte mir der Fürst beim Fortgehen zu, heute haben Sie Ihren Willen bekommen, ich werde mich aber bald bei Ihnen einstellen und dann soll kein Gott Sie vor meiner Liebe schützen.

Nun, wir wollen es darauf ankommen lassen, versetzte ich, ob mein Haß oder Ihre Liebe stärker sein werden.

O, zum Hassen sind Sie nicht geschaffen, sagte der Fürst.

Es mag sein, daß ich nicht dazu geschaffen bin, entgegnete ich, aber ich verstehe es trotzdem sehr gut.

Nun gut, wir wollen sehen, ich werde es darauf ankommen lassen.

Mit diesen Worten entfernte sich der Fürst.

Als ich nach Hause kam hatte ich noch einen harten Kampf mit meinem Freunde v. K... zu bestehen, welchem der Wein ebenfalls so zu Kopf gestiegen war, daß er mir nun Vorwürfe über mein zu freundliches Benehmen machte.

Ich ärgerte mich darüber ein wenig und rief: Ihr Männer seid ohne Ausnahme Teufel. Ihr glaubt durchaus keine andere Bestimmung zu haben, als unsere Tyrannen sein zu müssen. Aber, mein Herr, ich lasse mich von keinem Manne tyrannisiren. Ich bin wie ich bin, und mag nichts anderes sein. Man liebe mich so oder gar nicht.

Ob Du nicht selbst ein kleiner Teufel bist! rief v. K...

Das wäre in der That für jede Frau sehr gut, denn wir würden in Eurer Hölle um so mehr leiden, jemehr wir Engel wären. — Ich mag auch kein Engel sein.

Du magst nicht? Und dennoch bist Du mein lieber, süßer Engel, rief v. K...

So sind diese Männer. Sie machen aus uns was sie wollen. In einem Athemzuge sind wir ihre Teufel und ihre Engel. Es ist aber doch wenigstens eine Abwechselung, die gewiß nicht den kleinsten Theil unserer Reize ausmacht. Die Männer bleiben sich aber wenigstens hierin eisern consequent:

Sie mögen sein, was sie wollen, in gewissen Momenten kann man sie Alle zu Kindern machen.

Man sagt: Vor dem Kammerdiener giebt es keinen großen Mann.

Ich füge hinzu: Die Kammer macht alle Männer gleich.

Hundertzwölftes Kapitel.

Ein verliebter Narr im Dunkeln.

Ein Berliner Rentier. — Merkwürdiger Styl eines Liebesbriefes. — Küsse und Bisse. — Qui pro quo.

Zu meinen Verehrern, d. h. zu denjenigen, welche mich gern tanzen sahen, gehörte auch ein Herr H. Es war ein kleiner, aber ziemlich beleibter Mann, mit rothen, runden Wangen, einer ungemein starken Nase und kleinen, schlaublinzelnden Augen. Dieser Mann war vor vielen Jahren einmal in Paris gewesen, und obwohl ihn eine schon bedeutende Franzosenliebe dahin geführt, so brachte er sie doch noch zu einem höhern Grade gesteigert nach seinem Vaterlande zurück. Seine Bekannten nannten ihn deshalb den Franzosen, welchen Beinamen er, als einen höchst schmeichelhaften, gern acceptirte.

Dieser kleine Herr war es, welcher sich ganz außerordentlich in mich verliebte und in der That einen sehr ehrenwerthen Weg einschlug, mir diese Liebe zu erkennen zu geben. Er suchte nicht durch glänzende Geschenke, wie so viele andere thaten, mich seinen Wünschen geneigt zu machen; er sagte ganz kurz, daß seine Liebe zu mir die höchste Potenz, wie er sich ausdrückte, erreicht habe, und daß er entschlossen sei, mich

partout zu heirathen. Dieses kündigte er mir in folgendem Briefe an:

Meine allerschönste Donna Lola Montez, geborne Spanierin, gewesen in Paris, in Petersburg, in London und derzeit in Berlin.

Es ist endlich partout hohe Zeit mit den sentiments meines für Sie innig glühenden Herzens hervorzutreten, sintemalen ich ein solches Alter erreicht habe, welches ohne Ehestand partout nicht überschritten werden darf. Es wird, ich gestehe es Ihnen mit Stolz, in der ganzen preußischen Monarchie, von Memel bis Münster, kein männlich organisirtes Wesen existiren, welches Sie heißer, inniger, brünstiger, treuer, dauernder, subtiler, unheilbarer, rasender lieben könnte, als ich, Ihr ergebenster, unterschriebener Rentier von 2000 Thalern jährlich Jacob Michel H...

Indem Sie wohl einsehen, was bei Ihrem glänzenden Verstande nicht schwer sein wird, daß ich kein junger Windbeutel bin, sondern partout ein höchst gesetzter Funfziger, von gesundem Menschenverstand, einfacher Unbefangenheit, gut disponirt zur Erfüllung aller ehelichen Pflichten, fern von aller jugendlichen Thorheit, da ich feine Sitte in Paris studiert habe, und dort alle meine deutschen Tölpelhaftigkeiten abgelegt habe, da ich ferner toujours noble bin und eine Rente von sage zweitausend Thalern habe, welches dem Auskommen eines Ministers Excellenz beinahe um die Hälfte gleich zu erachten ist, und mehr ist, als was ein Obrist erhält, der sich doch noch einige Pferde und gewöhnlich auch ein paar Maitressen halten muß — mon Dieu, meine aller=

schönste, spanische Donna, die Sie doch als Tänzerin mit einem Manne weit besser daran sind, und zwar partout — was ist da noch zu bedenken? — Also alsdann kann ich wohl darauf rechnen, trotz Ihrer wiederholentlichen Ausrede, niemals partout heirathen zu wollen, daß ich mich als dero glücklichen Verlobten zu gratuliren habe, und mich als solcher baldigst präsentiren kann. Seien Sie gefaßt auf eine himmelblaue Ehe und leben Sie süß, allercharmanteste Herzenseigenthümerin

Ihres

Sie ewig und heiß liebenden

Jacob Michel H...

Berliner Rentier mit zweitausend Thalern jährlich und deutscher Bürger=Grande 1. Klasse.

Dieses Billet, welches in deutscher Sprache geschrieben war, konnte ich nur mit Mühe entziffern, und ich hätte doch den Sinn nicht ganz verstanden, wenn nicht mein Freund v. K., welchem ich das Ding zeigte, mir behülflich gewesen wäre. Wir mußten Beide recht herzlich darüber lachen und Freund v. K... sagte mir:

Ich wünsche weiter nichts, als gerade anwesend zu sein, wenn dieser deutsche Grande 1ster Klasse und Ihr verlobter Bräutigam erscheint.

Und was wollen Sie dann thun? fragte ich.

Nun, eine recht amüsante Comödie spielen.

Es war gewiß ein merkwürdiger Zufall, daß diesem Wunsche, als er kaum ausgesprochen war, die Erfüllung folgte.

Es klingelte und die Wirthin meldete uns den Rentier Herrn H...

Sie sind nicht zu Hause, sagte v. K..., rasch einen Plan

fassend, bitte, gehen Sie in Ihr Schlafkabinet, und überlassen Sie es mir, mich mit dem Narren abzufinden.

Ich machte zwar Einwendungen, da ich irgend einen bösen Streich fürchtete, doch mein Freund bat mich so dringend, ihm diese Sache zu überlassen, daß ich ihm wohl endlich nachgeben mußte und mich in mein Schlafkabinet zurückzog. Er selbst ging dann hinaus, und nachdem er auf dem Entree das Licht ausgelöscht und die Wirthin instruirt hatte, warf er sich rasch einen meiner Hausröcke nebst Nachtmütze über und erwartete so den Ankömmling, welchen die Wirthin nun auf sein Zeichen hineinließ.

Es war im Zimmer stockfinster, denn ich hatte das Licht mit in mein Kabinet genommen, und stand, neugierig lauschend, an der ein wenig geöffneten Thüre.

Guten Abend, meine Charmante, rief er mit lauter Stimme, noch ehe er in's Zimmer getreten war.

St! St! rief v. K... und hielt Herrn H... die Hand auf dem Mund.

Ist jemand Fremdes da? fragte er.

St! St! flüsterte v. K... abermals, und zog den Rentier zu sich auf das Sopha.

Ah, charmant, heißgeliebtes Donnachen, sagte dieser nun etwas leise, und schien ganz außer sich über diesen Empfang zu sein, Sie fürchten gewiß Ihre neugierige Wirthin und Sie haben Recht. Sie muß Alles wissen und fragte mich draußen tausend Dinge, ehe sie mich hier hineinließ. Aber sie erzählte mir auch sehr angenehme Dinge, meine Herzlola.

Zum Beispiel? hauchte v. K...

Nun, daß Sie meinen Namen schon öfter, und sogar im Traume ausgesprochen haben. Erst heute, als Sie Ihren Mittagsschlaf hielten und sie zufällig in's Zimmer trat, will sie

nicht seltener als zwanzigmal meinen theuren Namen über Ihre süßen Lippen haben entschlüpfen hören, ach, liebes Donnachen, wie glücklich macht mich das.

Es trat eine kleine Pause ein und ich hörte, daß Jemand einen Kuß erhielt.

Ach, wie schön ist es hier, fuhr dann der glückliche Rentier fort, wir sind allein, in einem egyptisch erleuchteten Zimmer. Welch eine romantische Situation. Ein Junggeselle und eine Donna, so ganz allein, auf einer schwellenden Ottomane, Beide mit so unendlich vielen Reizen ausgerüstet. O, welch ein Feuer rinnt durch meine Adern, ich glaube, es ist spanisches Feuer! Und Sie, meine schöne Lola, brennen Sie nicht auch wie eine spanische Fliege? Ach, gewiß, ich fühle, wie Sie glühen.

Es entstand abermals eine kleine Pause, die wieder mit einem Kusse ausgefüllt wurde, welcher ein Geräusch beinahe wie ein Pistolenschuß machte. Der Herr Rentier schien nun an meinem Freunde allerlei Untersuchungen anzustellen, er schien sich aber nach gerade ganz vortrefflich aus der Schlinge zu ziehen.

Ich biß die Zähne heftig zusammen, um nicht laut aufzulachen.

Wie hat Ihnen denn mein Brief gefallen, fuhr der Verliebte fort, allerliebst, nicht wahr? Riecht nach Pariser Luft, nach spanischer Grandezza, nicht?

Und wiederum drückte er auf meines Freundes Hand einen herzhaften Kuß, er schien aber durchaus avanciren zu wollen, und versuchte es, seinen Kuß höher anzubringen, da aber Herr v. K... einen Schnurrbart trug, so hatte er alle Ursache, ihm dieses zu wehren.

Aber mon Dieu, rief der arme Teufel, warum soll ich denn nur immer die Hand küssen, warum denn nicht auch Ihren süßen Mund? O, mein theures Lolachen, Bräutchen, Engelchen, wie glücklich werden wir mit einander sein. Wir werden eine spanische Ehe führen, unser Ehebette wird wie im Himmel stehen.

Mit diesen Worten wurde Monsieur H... ein wenig ausgelassen, und mein Freund konnte ihn nur dadurch abwehren, daß er ihm einen tüchtigen Biß versetzte. Herr H... schrie laut auf.

Alle Wetter, rief er, Sie müssen dabei nicht so beißen, mein liebes Kind, keinesweges. Mon Dieu, die Liebe muß so süß wie Honig sein und darf durchaus keinen Schmerz verursachen.

Der laute Schrei des gefoppten Narren, so wie seine Worte, wirkten so gewaltig auf mein Zwerchfell, daß ich mich des lauten Lachens nun nicht länger mehr enthalten konnte. Da mir der Spaß auch lange genug gewährt zu haben schien, so trat ich mit einem Lichte in das Zimmer, und man kann sich nun das verdutzte Gesicht des armen Teufels vorstellen, welcher plötzlich das fatale qui pro quo erkannte und sich selbst dabei überraschte, als er den Herrn von K... fest umschlungen hielt, und ihm einen herzhaften Kuß auf seinen Schnurrbart drückte.

Als hätte ihn die Tarantel gestochen, so sprang er von dem Sopha auf, griff wie wahnsinnig nach seinem Hute, riß stürmisch die Thüre auf, und stürzte wie ein Besessener die Treppe hinunter.

Ich habe diesen Narren späterhin nur noch ein einziges Mal gesehen.

Wir begegneten uns unter den Linden. Er machte mir ein Paar Augen wie ein Menschenfresser, und rief mir ein paar Worte nach, die ich nicht verstand.

Indessen war ich nun so glücklich, von einem Narren befreit zu sein, welcher ein wahres Kabinetsstück war.

Ich hätte mir diesen Menschen gern als Affen gehalten, und er würde mir gewiß vielen Spaß gemacht haben, aber Gott behüte jede Frau vor einem solchen deutschen Granden, welcher in Paris war, spanisches Blut und zweitausend Thaler jährliche Renten hat.

Hundertdreizehntes Kapitel.

Eine Intrigue.

Die fromme Gesellschaft. — Frau v. G... — Ein alter Offizier als Prediger. — Herr T... — Der unheimliche Besuch.

Es war eine merkwürdige Gesellschaft, die ich bei der Frau v. G... fand, welche mich schon früher einmal eingeladen hatte. Ich war jedoch damals verhindert, der Einladung Folge zu leisten, und besuchte sie auf die Erinnerung eines Bekannten, welcher in diesem Hause Zutritt hatte.

Frau v. G... schien sehr angenehm überrascht zu sein, als sie mich eintreten sah, sie stellte mich der anwesenden Gesellschaft vor, welche sehr merkwürdig zusammengesetzt war.

Sie bestand aus sieben Herren und zehn Damen.

Unter den ersteren bemerkte ich ein paar ältliche Herren in Uniform und ein paar jüngere in Civil. Von diesen Herren war mir besonders einer auffällig, welcher mich unausgesetzt, doch sehr verstohlen betrachtete.

Der Mensch hatte etwas sehr Unangenehmes in seinem ganzen Wesen.

Es war ein intelligentes Gesicht und er schien der Gesellschaft durch eine gewisse geistige Ueberlegenheit zu imponiren,

aber wenn er lächelte, und ich sah ihn öfter lächeln, dann kam er mir vor wie ein Satan.

Unter den Damen befanden sich ein paar alte Jungfern, ein paar häßliche und ein paar bucklige Fräulein und die Frauen der anwesenden Männer.

Ich wurde von den Herren und Damen umringt und von allen Seiten mit Fragen bestürmt. Die eine Dame hatte einen Sohn in Spanien, einer der Herren Militärs war in Madrid gewesen und kannte persönlich Espartero, den damaligen Regenten von Spanien, gegen den das Land eben im vollen Aufstande begriffen war.

Weiß der Himmel, wie die Fragen alle hießen, welche an mich über die spanischen Zustände gerichtet wurden, als wäre ich lange Zeit spanischer Minister gewesen.

Ich sagte der Gesellschaft, daß ich mich mit der Politik durchaus nicht beschäftigte und hoffte nun von allen weitern Fragen über Spanien verschont zu bleiben, aber man hielt meine Antwort für eine rein diplomatische, hinter welcher man genaue Details über die spanischen Zustände witterte, und hörte nicht auf, immer auf denselben Gegenstand zurückzukommen.

Die Eine der Damen ereiferte sich besonders über die Königin Christine, deren Verhältniß mit Munoz sie ein unwürdiges, skandalöses nannte.

Ein Land, in welchem eine Königin so tief gefallen, meinte sie, verdient, wie Sodom und Gomorrha, von der Erde vertilgt zu werden.

Ja, das verdient dieses Spanien in der That, rief die Dame, deren Sohn in Spanien gefochten hatte. Das ist ganz niederträchtig von Ihren Spaniern, ihrem legitimen König, dem guten Don Carlos den Gehorsam zu verweigern.

Welcher ein so frommer Herr ist, rief eine andere Dame.

Ja, gewiß besser als eine Königin, welche sich zu einem gemeinen Gardesoldaten herabläßt, rief die erste wieder.

Nun, was ist's weiter, sagte der junge Mann, welcher mich noch fortwährend betrachtete (sie nannten ihn Albert), haben wir nicht in Schweden einen König auf dem Thron, welcher von einem obscuren Advokaten herstammt?

Als der junge Mann so gesprochen hatte, fiel die ganze Gesellschaft über ihn her.

Wie, Sie billigen das Verhältniß der Königin Christine? riefen die Damen.

Ich billige es nicht, ich wollte nur sagen, daß wir in einer Zeit leben, die confuse Begriffe von der königlichen Würde hat. Sehen wir nicht, daß der rechtmäßige König von Frankreich wie ein Geächteter umherirrt? — Geht es nicht eben so dem braven Don Carlos? Herrscht in Schweden der legitime Königsstamm? Ja, wir leben in einer gottlosen Zeit.

Nachdem der junge Mann diese Worte ausgesprochen hatte, seufzte die ganze Gesellschaft, und der älteste Offizier ergriff plötzlich zu meiner nicht geringen Verwunderung ein Gesangbuch und sagte:

Beten wir für die sündige Welt.

Ich hielt diese Aufforderung für Spaß, aber nicht lange währte dieser Irrthum, der Offizier begann in der That ein paar Verse herzubeten, und die ganze Gesellschaft stimmte mit ein.

Ich scheine hier in ein Tollhaus gerathen zu sein, dachte ich bei mir.

Als der Gesang zu Ende war, hielt der alte Offizier eine Rede, die ich nur sehr theilweise verstand. Das Wort „sündhafte Welt" kam aber sehr oft darin vor.

Ich hatte keine große Lust, mich so entsetzlich zu langweilen,

und wollte mit der Frau v. G... ein Gespräch anknüpfen. Statt aller Antwort legte sie mir die Hand auf den Mund und sagte:

Sie sind auch eins von den Weltkindern, ja Sie gehören zu denen, die nicht allein für sich schlecht sind, sondern auch noch Andere durch ihre verführerischen Künste mit fortreißen. Hören Sie den Herrn nur aufmerksam mit an, und die göttliche Allmacht wird sich auch bei Ihnen bewähren und Sie auf einen bessern Weg führen.

Ich konnte mich nicht länger zurückhalten, denn diese Posse war doch gar zu weit getrieben. Ich lachte also laut auf und erwiederte:

Madame, wenn Sie mich eingeladen haben, um bei Ihnen zu beten, so bedaure ich, dies nicht vorher gewußt zu haben. Wenn es mich drängt, meine Andacht zu verrichten, so pflege ich eine Kirche zu besuchen.

Ueberall wo Christen versammelt sind, da ist auch eine Kirche, versetzte Frau v. G..., und wer christlich gesinnt ist, muß beten, wann und wo sich die Gelegenheit findet.

Ich bin durchaus nicht Ihrer Ansicht, Madame, sagte ich, ich denke, es hat Alles seine Zeit. Ich habe mich durchaus nicht auf eine so fromme Gesellschaft eingerichtet, und glaube, es wird daher besser sein, wenn ich sie verlasse. Ich gestehe, daß es mir selbst scheint, als passe ein so sündiges Weltkind, wie ich, nicht in eine so fromme Gesellschaft.

Dieses Zwiegespräch, welches ziemlich laut geführt wurde, hatte die Aufmerksamkeit sämmtlicher Anwesenden erregt, und der Offizier schloß seine Rede sehr rasch mit einem dreimaligen Amen.

Nun versammelte sich die ganze Gesellschaft um meine Person, und es war wirklich lustig mit anzuhören, wie viele

Mühe sich die Damen und Herren gaben, mich zu einer bußfertigen Frömmlerin zu machen.

Es war wirklich nicht zum Aushalten, und ich machte ernstliche Anstalten, diese verrückte Gesellschaft zu verlassen.

Man gab sich nun alle mögliche Mühe, mich zurückzuhalten, da man aber einsah, daß ich mich nicht halten lasse, entließ man mich endlich mit den liebevollsten Ermahnungen, mein Seelenheil zu wahren, da es noch Zeit sei, und die Frau von S... bat mich noch besonders dringend, sie recht bald wieder zu besuchen.

Lieber in der Hölle, dachte ich, als in diesem unheimlichen Hause, und war herzensfroh, wieder frische Luft einzuathmen.

Als ich bald darauf den Herrn T... sprach, dem ich die Bekanntschaft mit der Frau v. S... zu danken hatte, machte ich ihm Vorwürfe darüber, daß er mir die Seelenstörung dieser Damen verschwiegen habe. Er versetzte mir, daß er auf deren Bitten, da sie mich gern kennen lernen wollte, es ihr zugesagt habe, mich zu einem Besuche bei ihr zu bewegen, und daß er sich nicht denken konnte, daß man mich auf eine solche Weise aufnehmen würde.

Aber so sagen Sie mir doch, rief ich, wie konnte sich denn diese Frau einreden, daß sie eine Tänzerin zur Betschwester machen würde, und welches Interesse hat sie daran?

Ach, darum bekümmere ich mich nicht, versetzte Herr T... Ich wollte der Frau v. S... gefällig sein, und habe über die Ursache ihres Wunsches und über die Eigenthümlichkeit des Dienstes, den sie von mir verlangte, nicht weiter nachgedacht.

Nun, Sie konnten sich doch leicht denken, daß, wenn nichts anders, nur ein merkwürdiger Bekehrungseifer dahinter stecken konnte.

O, das ist lange nicht so schlimm, wie es aussieht, versetzte der Herr T...

Sind Sie mit der Frau v. G... verwandt?

Weitläufig.

Hat sie sich niemals die Mühe gegeben, Sie, einen ihrer Verwandten, zu bekehren?

Sie weiß, daß das vergebene Mühe sein würde.

Ich glaube, sagte ich, den Herrn T... scharf ansehend, Sie haben sich mit mir einen Spaß erlaubt.

Gott behüte mich, meine Schöne. Was bewegt Sie, das zu glauben?

Der Besuch meines Freundes v. K... zwang uns, diese Unterhaltung abzubrechen. T... verließ mich, und ich theilte meinem Freunde die närrische Geschichte mit.

Von K... wurde mit einem Male sehr nachdenkend.

Lola, sagte er dann, dahinter steckt etwas, und wir müssen herausbekommen, was es ist. Vor allen Dingen sagen Sie mir, wer ist der Herr T... und auf welche Weise haben Sie ihn kennen gelernt?

Ein Petersburger Freund gab mir eine Empfehlung an die Frau Baronin v. E... Ich wurde zu einer Soirée eingeladen und lernte hier den Herrn T... kennen, welcher sich an diesem Abende viel mit mir unterhielt, mich mit den Theaterverhältnissen bekannt machte und mich auch einige Male besuchte. Sein Betragen war immer sehr gemessen und anständig, und ich faßte Vertrauen zu ihm und erzählte ihm so Manches aus meinem Leben. Dieser Herr überbrachte mir ein Billet von der Frau v. G..., in welchem sie mich höflich um einen Besuch bat.

Und was dieser Herr T... ist, wissen Sie nicht?

Ich habe ihn nie darnach gefragt und er hat es mir auch nie gesagt.

Schon gut, ich werde schon dahinter kommen, diese Geschichte scheint mir höchst verdächtig, und ich zweifle gar nicht, daß man Sie zum Gegenstand irgend einer Intrigue ausersehen hat.

Aber wie wollte man das anfangen? fragte ich.

Das ist es eben, was wir erforschen müssen. Seien Sie versichert, daß dieser Herr T... nur ein falsches Spiel mit Ihnen spielt.

Ich erkannte bald, wie recht mein Freund hatte.

Ein paar Tage nach dem Besuche bei Frau v. G... überraschte mich der junge, unheimliche Mann, welcher mich an jenem Abende nicht aus den Augen gelassen hatte.

Er fragte mich sehr geheimnißvoll, ob ich allein sei, und bat mich, mein Zimmer abzuschließen, und der Wirthin Bescheid zu geben, daß ich Niemanden empfangen könne.

Ich fand dieses geheimnißvolle Benehmen von einem Manne, welchen ich so wenig kannte, sehr sonderbar, und lehnte es ab, seinen Anordnungen Folge zu leisten.

Fürchten Sie mich? fragte er mich sarkastisch.

Mein Herr, versetzte ich, Sie sehen eben nicht sehr fürchterlich aus, aber ich finde das Verlangen, mich mit einem unbekannten Manne einzuschließen, eben so sonderbar wie unschicklich.

Ich möchte nur ungestört und ohne Zeugen mit Ihnen reden, sagte der junge Mann, es ist mir gleich, auf welche Weise Sie das bewerkstelligen.

Wenn Sie mir etwas mitzutheilen haben, so reden Sie in Gottes Namen, wir sind hier ungestört.

Lesen Sie diesen Brief, sagte der Herr, und überreichte mir ein Schreiben.

Die Aufschrift lautete an Donna Lola Montez, die Handschrift schien mir aber gänzlich unbekannt zu sein.

Von wem ist dieser Brief? fragte ich.

Lesen Sie gefälligst, lautete die Antwort.

Ich öffnete den Brief und sah zuerst nach der Unterschrift.

Sie lautete: Fürst v. B...

Das Schreiben enthielt Folgendes;

„Meine schöne Donna!

Der Ueberbringer dieses, Herr Albert W..., ist einer meiner vertrautesten Freunde. Er ist so gütig einen Auftrag für mich zu übernehmen, welchen er Ihnen mündlich mittheilen wird. Ich hoffe, Sie werden keine Hartherzige sein."

Und welcher Art ist der Auftrag, mein Herr, den Sie mir vom Fürsten überbringen?

Mein Fräulein, sagte der Herr W..., ich werde ohne Umschweife gerade auf's Ziel lossteuern.

Daran thun Sie recht, versetzte ich, ich liebe die Umschweife nicht.

Der junge Fürst v. B... ist in Sie verliebt.

Das hat er mir schon oft genug selbst gesagt, versetzte ich, es wundert mich, daß er es mir nochmals durch einen Dritten sagen läßt.

Er läßt Ihnen weiter sagen, daß, wenn Sie das Verhältniß mit dem Herrn v. K... abbrechen wollten, er sogleich unbedingt zu Ihren Füßen liegen würde, und Sie über sein Vermögen verfügen könnten.

Ich habe dem Fürsten schon oft genug erklärt, lautete meine Antwort, daß ich mir keine Bedingungen vorschreiben lasse,

und daß er mir nicht so sehr gefalle, um ihm Liebe und Treue schwören zu können.

Der Fürst verlangt nur, daß Sie Herrn v. K... den Abschied geben.

Der Herr v. K... ist mein Freund und ich werde ihn stets als einen solchen behandeln.

Das können Sie immerhin, nur versagen Sie ihm Ihr Haus. —

Ich bin nicht gewohnt, meine Freunde so schmählich zu behandeln.

Und ich glaube nicht, daß Sie Ihr Glück mit Füßen treten werden, versetzte der Herr W... Entschließen Sie sich — diese Brillanten sind die Ihrigen, wenn ich dem Fürsten eine angenehme, befriedigende Antwort bringen kann.

Mit diesen Worten holte der Herr W... einen Kasten hervor, welcher einen kostbaren Halsschmuck enthielt.

Mein Herr, versetzte ich, über das, was zu meinem Glücke erforderlich ist, denke ich am besten zu urtheilen. Bringen Sie dem Fürsten in Gottes Namen seinen Schmuck wieder, und dann erlauben Sie mir die Bemerkung, daß mir die Rolle, welche Sie heute spielen, etwas von der verschieden dünkt, welche Sie vor einigen Tagen mit dem Gesangbuch in der Hand bei der Frau v. G... spielten.

Das fatale Lächeln trat wieder auf dem Gesichte des unheimlichen Menschen hervor.

Wenn Sie auch eine gute Tänzerin sind, versetzte er, so scheinen Sie mir doch jedenfalls eine schlechte Schauspielerin zu sein.

Was wollen Sie damit sagen, mein Herr?

Sie scheinen mir nicht ganz gut die Talente derjenigen Leute zu würdigen, welche die Erde für eine Bühne und die

Menschen allesammt für Schauspieler halten. Ich bekenne Ihnen offen, daß ich zu diesen Leuten gehöre. Ich spiele meine Rollen je nach den Umständen.

Heute sind Sie fromm und morgen ein — — —

Bitte, meine Schöne, rief der Herr W . . . sans gène, Kuppler wollten Sie sagen.

Ja, so meinte ich in der That.

Es kömmt Alles darauf an, fuhr der Herr W... mit einem sonderbaren Lächeln fort, wie man die Dinge nimmt. Das Wort Kuppler klingt sehr übel, und dennoch möchte sich wohl schwerlich ein heirathsfähiges Wesen finden, welches diese Sünde, wenn nämlich das Verkuppeln eine ist, nicht auf dem Gewissen hätte. Nennen Sie es also immerhin kuppeln, wenn ich für den Fürsten bei Ihnen werbe. Ich habe allerdings meinen Profit dabei, und wünsche bei Ihnen zum Ziele zu kommen.

Diese freche Unbefangenheit des jungen Menschen setzte mich in Erstaunen, nach und nach fand ich Gefallen an seiner Art zu sprechen, d. h. es amüsirte mich und ich wollte die Unterhaltung mit ihm nicht sobald abbrechen.

Darf ich fragen, sagte ich, worin der Nutzen bestehen würde, welchen Sie von diesem Geschäfte erwarten?

Das ist etwas schwer zu sagen, meine Dame. Einer von uns wird vielleicht roth dabei werden.

Bei diesen Worten lachte der Mensch wieder auf eine so sarkastische Weise, daß ich die größte Neigung fühlte ihm eine Ohrfeige zu geben, selbst auf die Gefahr hin, dadurch in eben so unangenehme Collisionen zu kommen, wie durch die Ohrfeige, welche ich kurz zuvor einem etwas gar zu unhöflichen Gensd'armen gab.

Wenn Sie glauben, daß ich darüber erröthen müßte, ver-

setzte ich, mich bezwingend, so verlange ich es nicht zu wissen. Aber ich bewundere es, daß der Fürst Ihnen einen Lohn versprochen hat, über welchen eine Dame erröthen muß.

Es ist dieses gerade nicht nothwendig, meine Donna, vielleicht erröthe ich nur allein, ich möchte es fast darauf ankommen lassen und es Ihnen sagen.

Sagen Sie es immerhin, mein Herr, Sie riskiren dabei nicht mehr, als Sie schaamlos sind.

Der Herr W... trat mir einige Schritte näher, sah mir mit seiner ihm eigenthümlichen Unverschämtheit ins Gesicht und sagte dann:

Die erste Nacht, welche der Fürst bei Ihnen zuzubringen das Vergnügen haben wird, werde ich das Vergnügen haben, bei seiner Maitresse zuzubringen.

Und das ist Alles?

Das ist mehr, als Sie schätzen können. Sie kennen dieses Weib nicht, welches der Fürst Ihretwegen aufgeben wird, Sie müssen ihn in Wahrheit verhext haben. Denn soll ich aufrichtig sein, seine jetzige Maitresse ist viel hübscher als Sie sind.

Ich danke Ihnen wirklich für diese Aufrichtigkeit und gebe Ihnen den guten Rath, auch dem Fürsten die Wahrheit zu sagen. Das ist wenigstens etwas, was man von einem Freunde zu fordern hat.

Ich werde mich hüten. Die Fürsten haben keine Freunde, um die Wahrheit zu hören, sondern um Dinge zu erfahren, die ihnen angenehm und schmeichelhaft sind. Wenn ich ihm z. B. sagen könnte: Donna Montez ist in Sie verliebt, sie hat Ihr Geschenk in einem Augenblick zehnmal geküßt, sie hat Sprünge gemacht, daß ich ihr unter die Fußsohlen sehen konnte, so ist diese Mittheilung für mich unbedingt viel lohnender, als die

andere, welche Sie mir vorschlugen, wenngleich sie die Wahrheit ist.

Es thut mir leid, mein Herr, daß Sie diesmal so wenig Ihre Rechnung finden werden, versetzte ich: bestellen Sie dem Fürsten, daß er durch seinen Unterhändler den letzten Rest der Zuneigung verloren habe, die ich etwa noch für ihn gehabt hätte.

Sie sind ein Kind, meine Schöne, entgegnete Herr W..., oder vielmehr, Sie sind ein Weib. Es thut mir leid, daß ich mich in Ihnen getäuscht habe. Ich glaubte, mit der Wahrheit mir Ihre Dankbarkeit zu erwerben. Sie lohnen mir, indem Sie mich beschimpfen. Sehen Sie denn nicht ein, daß ich der Mann bin, mit Ihnen auf alle Bedingungen hin fertig zu werden? Nehmen Sie den Schmuck und machen Sie mir einen Vorschlag.

Den Gefallen kann ich Ihnen thun, sagte ich, scheinbar auf seinen Plan eingehend; sagen Sie dem Fürsten, daß ich den Schmuck angenommen habe, und daß ich ihn erwarte.

Mit dieser Antwort bin ich zufrieden; aber ich bitte darum, sie mir schriftlich zu geben.

Wenn Ihnen meine Worte nicht genügen, so muß ich bedauern.

Aber Sie werden doch dem Fürsten irgend ein Paar unschuldige Worte zu schreiben keinen Anstand nehmen?

Nach einiger Ueberlegung entschloß ich mich dem Fürsten zu schreiben:

„Ich habe Ihren Schmuck durch Herrn W... empfangen. Ich erwarte Sie.“

Mit dieser Antwort war Herr W... zufrieden. Er steckte das Billet zu sich und sagte mir, indem er ging:

Meine Liebe, es hängt jetzt von Ihnen ab, eine Rolle zu

spielen. — Wenn Sie Ihre Bekanntschaft zu benutzen verstehen, wird es Ihnen leicht werden, eine Stellung in der Gesellschaft zu erhalten, die Ihren Talenten, Ihrem ganzen Wesen angemessen sein wird. Denken Sie ein wenig über mich nach. Ich nehme mir die Freiheit, Sie recht bald wieder aufzusuchen, vielleicht scheint Ihnen dann die Alliance, welche ich Ihnen hiermit anbiete, die guten Dienste, welche ich Ihnen zu leisten verspreche, annehmbarer, und wir werden gute Freunde. Ich verlange von Ihnen nichts, was Ihnen mir zu geben vielleicht sauer werden würde. Ich werde mich niemals in Sie verlieben, dazu gefallen Sie mir nicht. Ich verlange von Ihnen, im Falle wir uns verständigen, nur, daß Sie statt einer schlechten Tänzerin — eine gute Schauspielerin werden sollen.

Mit diesen Worten verließ mich dieser unverschämte Mensch, aus dessen Benehmen ich nicht recht klug werden konnte. Ich theilte noch an demselben Tage meinem Freunde v. K... Alles mit, welcher mir rieth, mir einen so unsaubern Menschen vom Leibe zu halten.

Gott weiß, was der Elende mit Ihnen vorhat, sagte er, jedenfalls ist er ein Jesuit, der Sie, im Interesse einer Partei, die leider in Berlin beinahe offen aufzutreten wagt, in sein Netz zu verstricken sucht. Senden Sie dem Fürsten seine Juwelen unverzüglich zurück und das Uebrige überlassen Sie mir.

Ich folgte diesem Rathe und führte ihn am andern Morgen aus, aber nach einigen Tagen trat v. K... ganz bleich zu mir ins Zimmer.

Was ist Ihnen? fragte ich, ihn scharf ansehend, denn ich glaubte die Ursache nur zu gut zu errathen.

Ich komme so eben vom Fürsten, versetzte v. K...

Das dachte ich. Was hatten Sie mit ihm vor?

Denken Sie, versetzte v. K..., der Fürst behauptet, Sie

haben seinen Schmuck — gegen einen mit falschen Steinen vertauscht.

Wie? rief ich erstaunt.

Sie können sich nun denken, wie hart wir an einander geriethen. Ich nannte seinen saubern Abgesandten einen Schuft und sagte ihm einige Bitterkeiten darüber, daß er sich solcher Leute bediene, die ganz unter seiner Würde seien. Es hätte zwischen uns zu einem Eclat kommen können, wenn nicht glücklicher Weise der Herr v. L... hinzugetreten wäre, welcher den Fürsten besänftigte und mich mit Gewalt hinausführte.

Ich werde den Elenden nun augenblicklich aufsuchen und ihn zum Fürsten schleppen. Dort soll er mir Rede stehen.

Ich war außer mir und so höchst erbittert über den niederträchtigen Menschen, daß ich weit davon entfernt war, meinen Freund zu besänftigen, der mich jetzt verließ.

Diese Sache nahm einen höchst sonderbaren Verlauf.

Während mein Freund den Schurken aufsuchte, war dieser ganz ruhig zum Fürsten gegangen, welcher ihm, was inzwischen vorgefallen war, mittheilte.

Sie haben dem Herrn v. K... also gesagt, daß die Steine falsch sind? fragte er. Ach, das bedaure ich. Ich habe soeben den Juwelier gesprochen, von welchem ich auf Ihren Befehl den Schmuck gekauft, und welchem Sie ihn wieder zurückgesandt haben. Er sagte mir, daß ein Irrthum vorgefallen sei, und daß er mir ein Collier mit falschen Steinen verkauft habe, da er mehrere in demselben Genre mit falschen und mit echten Steinen hat. Haben Sie nun die Güte, mir das Halsband zu übergeben, ich werde es dem Juwelier wieder zustellen.

Mein Freund v. K... schüttelte sehr den Kopf, als er den Ausgang dieser Geschichte erfuhr. Indeß war sie ihm zu schmutzig, um sich damit weiter zu befassen. Er war zufrieden,

daß ihm der junge Fürst für mich eine vollständige Ehrenerklärung gab und — sich noch länger mit seiner schönen Maitresse zu behelfen versprach.

Somit stellte er mir weiter nicht nach. Er war aber nobel genug, mir das Halsband mit den echten Steinen zurückzuschicken und mich höflich zu ersuchen, wenn ich ihm weiter nichts vergönnen wollte, das Halsband wenigstens als einen kleinen Beweis seiner wirklich aufrichtigen Liebe zu mir anzunehmen.

Ich hatte keinen Grund, diesem bescheidenen Wunsche entgegen zu sein. Mein Freund v. K..., dem ich es mittheilte, sah es zwar nicht ganz gern, ich wollte es indeß, und so mußte er wohl zufrieden sein.

Was aus dem saubern Herrn W... geworden ist, habe ich nicht erfahren. Er verschonte mich, da er wohl einsehen mochte, daß ich kein taugliches Subject, kein willfähriges Werkzeug für ihn sei, mit seinen Besuchen, doch wenn ich nicht irre, so hatte er bei einer Intrigue, die mein Auftreten bei Hofe verhindern wollte, die Hand mit im Spiele.

Wie weit es dieser Herr, die eine Hand nach dem Gesangbuche, die andere nach der Maitresse ausstreckend, wohl heute gebracht haben mag?

Solche gute Komödianten können der Menschheit allerdings viel gefährlicher werden, als schlechte, ja sogar als gute Tänzerinnen.

Hundertvierzehntes Kapitel.

Die Revolution und die Frauen.

In Sanssouci vor dem Hofe. — Ein Nachkömmling v. Trenck's. — Ein Verhör. — Die Frauen der Revolution.

Einige Tage nach diesem Vorfalle tanzte ich in Sanssouci vor dem königlichen Hofe. Ich hatte mich bei den hohen Herrschaften eines bessern Erfolges, als bei dem großen Publikum zu erfreuen, es wurde mir in den schmeichelhaftesten Worten die schönste Anerkennung zu Theil. Dieser Tag war überhaupt ein sehr glücklicher für mich, dessen ich mich stets mit größter Befriedigung erinnern werde.

Ich hatte dieser Vorstellung vor dem Hofe einige Einladungen in sehr vornehme Zirkel zu verdanken; ich habe diesen Einladungen Folge geleistet und mich daselbst recht angenehm unterhalten.

Ich bin glücklicher Weise ferner in keine Gesellschaft gerathen, welche sich mit Gesangbüchern die Zeit vertrieb und eine lächerliche Posse aufführte.

In der Gesellschaft aber, welche ich bei der Madame A..., einer höchst liebenswürdigen, einfachen und geistreichen Dame, vereinigt fand, war auch ein Abkömmling — ich entsinne mich

nicht mehr, ob in directer oder aus einer Seitenlinie — des bekannten Freiherrn v. Trenck, welcher, ein Königsberger von Geburt, in einem hohen Alter in der Revolutionszeit in Frankreich hingerichtet wurde. Er war nämlich beschuldigt worden, ein geheimer Agent des Königs von Preußen zu sein. Die Mittheilung, welche uns sein noch junger Nachkömmling über v. Trenck's letzte Stunden machte, war höchst interessant, und ich will versuchen, sie möglichst getreu hier wieder zu geben.

Ihr Name? Alter? Stand? Diese ominösen Fragen richtete der Präsident des Gerichtshofes an den Angeklagten, dessen hoher Wuchs die Bayonnette der Gensd'armen überragte.

Baron Friedrich v. Trenck, geboren zu Königsberg im Jahre 1726, früher Offizier in preußischen und östreichischen Diensten, jetzt Literat.

Sie sind angeklagt einer verbrecherischen Correspondenz mit den Fürsten Europa's. Man hat einen Brief von Ihnen aufgefangen, in welchem Sie die Ereignisse der letzten Tage auf eine sehr zweideutige Weise besprechen. Der öffentliche Ankläger wird Ihnen diesen Brief vorlegen.

Der öffentliche Ankläger ist getäuscht worden, versetzte v. Trenck, es ist von mir kein Brief nach Deutschland abgesandt worden. Ich bin schon lange nicht mehr in den Palästen heimisch, und wenn die Fürsten Europa's sich von den hiesigen Verhältnissen unterrichten wollen, werden sie sich wohl hüten, einen Mann zu fragen, der sich stets als ein Mann der Freiheit und des Volkes bewährt hat. Bürger, setzte er hinzu, indem er seine Arme entblößte, hier sehen Sie die Wundmale, welche der Despotismus meinen Armen aufgedrückt hat, und ich sollte diese Arme dem Despotismus leihen? Nein, das glauben Sie nicht, Sie können, Sie dürfen es nicht glauben.

Diese mit großem Nachdruck ausgesprochenen Worte schie-

nen die Richter doch etwas zu erschüttern, auch unter den Zuhörern ließ sich ein leises Beifallsgemurmel hören. Der 68jährige v. Trenck hatte sich entrüstet erhoben, seine edlen Züge, welche durch sein weißes Haar noch ehrwürdiger wurden, unterhielten den guten Eindruck, welchen seine Worte gemacht hatten.

Sie können es nicht leugnen, fuhr der Richter fort, daß Sie der Correspondent Josephs II. sind.

Ich war es, aber ich bin es nicht mehr. Es wird mir übrigens nicht schwer werden, alle gegen mich erhobenen Beschuldigungen zu Schanden zu machen, wenn Sie mir die Vertheidigung gestatten.

Sprechen Sie, versetzte der Präsident.

Ich thue Einspruch, rief plötzlich der öffentliche Ankläger, der schreckliche Fouquier-Thinville. Dem Angeklagten können nicht länger solche Abschweifungen gestattet werden. Unsere Zeit ist kostbar. Ueber 14 Gefangene muß noch bis 4 Uhr das Urtheil gesprochen werden; jetzt ist es zwölf. Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren.

Sie haben keine Zeit zu verlieren! rief v. Trenck unwillig. Die wenigen Augenblicke, welche einem Angeklagten zur Vertheidigung bewilligt sind, halten Sie für Zeitvergeudung?

Sprechen Sie, Angeklagter, sagte der Präsident.

Dann, Bürger-Präsident, fiel Fouquier-Thinville ein, bin ich nicht mehr — — —

Bürger-Ankläger, unterbrach ihn der Präsident, ich allein habe die Debatte zu leiten, überlassen Sie es mir die Ansprüche der Vertheidigung und der Anklage zu vermitteln. Angeklagter, ich wiederhole es, Sie können reden.

Bürger, sagte nun v. Trenck, sich erhebend, länger als zehn Jahre habe ich in Fesseln geschmachtet. Ein glücklicher

Zufall verhalf mir zur Freiheit, und ich glaube, ich habe mich als Philosoph ihrer bedient, der die heilige Nothwendigkeit der Freiheit tief empfindet. Dem Gefängnisse kaum entflohen, strebte ich darnach, mich als Bürger der Gesellschaft nützlich zu machen. In Aachen heirathete ich die Tochter des Bürgermeisters und widmete mich nun dem Handel, der Literatur und den militärischen Studien. In Aachen gründete ich eine Zeitung, in welcher ich die reinen Lehren des Christenthums und der Demokratie verfocht. Ich ließ die Zeitung aus Achtung für eine Fürstin, der ich meine Freiheit verdankte, eingehen, aber ich blieb meinen in denselben verfochtenen Grundsätzen stets treu. Das war im Jahre 1772. Von 1774 — 1777 bereiste ich Frankreich und England und machte in jenem Lande die Bekanntschaft Franklin's, auf den ich zum Zeugniß meiner Hochachtung und Freundschaft den Vers machte:

Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis. *)

Als ich nach Deutschland zurückgekehrt war, wollten meine Mitbürger und die Regierungen mir öffentliche Aemter übertragen, aber der Tod meiner Wohlthäterin, der großen Maria Theresia — — —

Sie dürfen die Ihnen gegebene Erlaubniß der Vertheidigung nicht zur Verherrlichung der Tyrannen mißbrauchen, rief Fouquier-Thinville wuthschnaubend.

Sie werden mich nicht abhalten, zu sprechen, was Wahrheit ist, versetzte v. Trenck, auffallend aber ist es, daß ein republikanischer Beamter die Freiheit der Vertheidigung mit dem Kreise des Popilius umgeben will.

Aber wir sind hier, um Recht zu sprechen, fiel der Prä-

*) Er entriß dem Himmel den Blitz, dem Tyrannen das Scepter.

sident ein, und nicht um Lobreden auf die Feinde der Republik zu hören.

Sagen Sie doch lieber, um zu verurtheilen, entgegnete v. Trenck, Sie haben mir das Wort gegeben, Bürger-Präsident, und ich werde es zu gebrauchen wissen.

Als meine Wohlthäterin, so fuhr er nun fort, die große Maria Theresia, gestorben war, ging ich nach Ungarn und baute das Land. Ja, Bürger, der, den Sie angeklagt, den Sie als Aristokraten vor Ihre Schranken gefordert haben, der war der Mitarbeiter und Freund Franklin's und hat in den Ebenen von Zeraboch die Pflugschaar geführt. Im Jahre 1788 wurde es mir endlich gestattet, mein theures Vaterland wieder zu sehen. Ich verließ eiligst Ungarn und kehrte nach Preußen zurück, wo ich nur so lange blieb, als nöthig war, um die Schuld einer heiligen Dankbarkeit und der Freundschaft zu bezahlen. Der Gegenstand derselben wurde der Welt entrückt, und ich verließ nun freiwillig eine Stätte, wo ich das höchste menschliche Elend und das höchste Glück gekostet hatte. Zu dieser Zeit erschienen meine Denkwürdigkeiten, welche die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf mich lenkten. Wenn ich den Grundsätzen der Freiheit und Gleichheit weniger ergeben gewesen wäre, so hätte ich sehr leicht mein Glück begründen können, aber ich wollte den Herrschern, die sich um mich bemühten, meine Meinungen nicht zum Opfer bringen. Ich wollte meiner Ueberzeugung nicht untreu werden und trotzte lieber von Neuem den Verfolgungen. Bürger, ich war der Erste, welcher in Wien der französischen Revolution das Wort redete, ich mußte dafür wieder in's Gefängniß wandern. Bürger, finden Sie ein solches Benehmen für einen Unterstützer des Despotismus nicht etwas sonderbar? — Seit 1791 wohne ich in Paris, und diese vier Jahre widmete ich dem Studium und

der Veröffentlichung einiger Broschüren, welche, wie ich glaube, für die politische Erziehung des französischen Volkes nicht ganz unwesentlich gewesen sind. — Wenn es mir vielleicht zum Verbrechen gemacht wird, daß ich die Volksversammlungen nicht besucht habe, so that ich dies nicht, weil ich glaubte, daß man mir als Fremden kein Gehör geben würde. Uebrigens, Bürger, befragen Sie die Section der Lombarden, der ich lange angehört habe, und Sie werden erfahren, ob mein Betragen nicht immer das eines ehrlichen Mannes und guten Bürgers gewesen ist. Ich habe nichts mehr zu meiner Vertheidigung zu sagen, aber ich glaube hinlänglich bewiesen zu haben, daß ich des angeschuldigten Verbrechens nicht schuldig bin, nicht schuldig sein kann, daß ich niemals die Sache der Freiheit und des französischen Volkes verrathen habe.

Der alte v. Trenck setzte sich nun wieder, nachdem er sich vor dem Gerichtshofe ehrfurchtsvoll verneigt hatte, und von allen Seiten des Saales ertönte beifälliges Gemurmel.

Jetzt erhob sich der öffentliche Ankläger Fouquier-Thinville.

Ich werde mich hüten, sagte er, dem Angeklagten in seinen endlosen Abschweifungen zu folgen, denn die Gerechtigkeit, und vor Allem die revolutionäre Gerechtigkeit, muß die Schnelle des Blitzes haben. Ich will sogar, wenn es gefordert wird, den Theil der Anklage aufgeben, der sich auf seine geheimen Verbindungen mit Frankreichs Feinden bezieht; aber was wird der Angeklagte auf die niederschmetternde Beschuldigung einwenden, zu der ich jetzt übergehe. Bürger, in St. Lazare ist eine Verschwörung angezettelt worden, welche die Wiederherstellung des Königsthums und den Umsturz der Republik zum Zweck hatte. v. Trenck, André Chénier, Boucher, Exkapitän der königlichen Exmarine, de Bart und mehrere Andere waren die Haupträdelsführer. Bürger, Sie sind berufen, heute über

die eine Hälfte derselben zu richten, die andere wird morgen vor die Schranken treten. Der Abend des 6. Thermidors war zur Ausführung dieses Planes bestimmt, der Genius der Freiheit hat ihn verhindert und die Hauptschuldigen stehen jetzt vor Ihnen. Sie werden sie verurtheilen, denn das Heil des Vaterlandes steht auf dem Spiel.

Ein Sklave hat immer Recht, wenn er seine Fesseln sprengt, rief André Chénier.

Wir wollten der Strafe entfliehen, aber nicht die Republik umstürzen, rief Boucher, nicht Jeder paßt zum Mörder, und die Hand, die das Schwert oder die Feder mit Ehren geführt hat, verschmäht den Dolch.

Als ich aus der Festung Grätz entflohen war, sagte v. Trenck, legte man mir schwere Ketten an, aber man ließ mir das Leben. Dem revolutionären Gerichte war es vorbehalten, Alles an Grausamkeit zu übertreffen.

Warum greifen Sie dem Urtheil vor, das der Gerichtshof nach dem Ausspruch der Geschworenen fällen wird? sagte der Präsident.

Wir kennen unser Schicksal, rief Boucher, vergeblich sucht Ihr noch einen Schein des Rechts zu retten; die Fuchshaut, in die Ihr Euch hüllt, verbirgt den blutdürstigen Tiger nicht. Unser Tod ist unwiderruflich, und wir werden diesen Raum nur verlassen, um das Schaffot zu besteigen. Niederträchtige Richter, über uns thront ein anderer, welcher Euch richten wird. Wehe, wehe Euch! Eure Bluturtheile werden Euch überleben und Eure Namen werden bis in die entferntesten Zeiten am Schandpfahle prangen.

Im eigenen Vortheile der Gefangenen glaube ich ihnen das Wort entziehen zu müssen, sagte der Präsident.

Entzieht uns das Wort, oder laßt es uns, brauste Ché-

nier auf; wir wollen uns nicht vertheidigen; es wäre unverzeihliche Schwäche, gegen die Parteilichkeit eines solchen Gerichtshofes anzukämpfen. Die Richter und die Geschwornen des revolutionären Gerichts schänden die Freiheit. Doch nein, die Freiheit kann durch Euch nicht besudelt werden; sie wird trotz Eurer Niederträchtigkeit, trotz Eurer Grausamkeit rein bleiben.

Bürger-Präsident, sagte Fouquier-Thinville, machen Sie diesem Gewäsche ein Ende und fordern Sie die Geschwornen auf, sich in's Berathungszimmer zurückzuziehen.

Angeklagter v. Trenck, sagte nun der Präsident, Ihre Vertheidigung trägt den Charakter der Mäßigung, bleiben Sie dabei, daß Sie an der Verschwörung nicht Theil genommen haben?

v. Trenck hätte sicher sich nur mit einem Worte retten können, aber dies ließ seine Hochherzigkeit nicht zu.

Bürger, rief er, sich erhebend, ich erkläre, daß ich den Aussprüchen meiner Unglücksgefährten beipflichte und ihre Verantwortlichkeit mit übernehme. Ihr Schicksal soll das meinige sein, ich will mit ihnen leben und sterben.

Die Geschwornen traten nun ab, und nach einer viertelstündigen Berathung erklärten sie sämmtliche dreißig Angeklagte für schuldig. Sie wurden zum Tode verurtheilt, weil sie, so lautete das Urtheil, im Gefängnisse eine Verschwörung angezettelt, um zu entfliehen und durch Ermordung der Volksrepräsentanten die republikanische Regierung umzustürzen und das Königsthum wieder herzustellen.

Mit dem größten Gleichmuth hörten die Angeklagten das Urtheil an und wurden dann von den Gensd'armen in ihr Gefängniß zurückgeführt.

Um zwei Uhr wurde das Urtheil gesprochen, um vier Uhr führte man sie schon nach dem Revolutionsplatz.

Sie stimmten fast Alle den Chant du départ an. Boucher und André Chénier unterhielten sich von ihren poetischen Träumereien, aus denen sie nun so grausam geweckt worden seien.

Sie führen mich so jung zum Tode, sagte Chénier, und dennoch fühle ich, fügte er, sich gegen die Stirn schlagend, hinzu, daß hier etwas war.

Theurer André, erwiederte Boucher, Du verläßt nur Ideen, ich aber meine Kinder und ein geliebtes Weib. Aber es giebt noch ein anderes Leben, mein theurer André, und dort werden wir uns einst wiedersehen, um uns nie mehr zu trennen. Enden wir edel und geben wir nicht unsern Henkern das Schauspiel der Schwäche oder des Zitterns.

Ich zittere nicht, versetzte André, aber ich bedaure, daß mein Leben endet, ohne der Republik Nutzen zu bringen.

Mit mehr Mitgefühl als Neugierde sah das Volk den Karren mit den Verurtheilten vorüberfahren. v. Trenck rief mit seiner mächtigen Stimme der versammelten Menge zu: Worüber wundert Ihr Euch? Das ist nur eine von den gewöhnlichen Komödien à la Robespierre.

Die Hinrichtung der 30 Verurtheilten dauerte nur 45 Minuten. Boucher war der Vorletzte, v. Trenck der Letzte. Bevor sein Haupt unter dem Todesmesser fiel, sagte er:

Franzosen, wir sterben unschuldig, rächt unsern Tod und stellt die Freiheit wieder her, indem Ihr die Ungeheuer, welche sie schänden, opfert.

Der unglückliche v. Trenck hatte eine Ahnung seines nahen Todes. Am 6. Thermidor, dem Tage vor seiner Verurtheilung, sagte er zum Grafen v. B..., indem er ihm eine kostbare Dose überreichte:

Mein lieber Graf, nehmen Sie dieses Zeichen meiner Freundschaft, es ist das letzte Geschenk der Prinzessin A...; meiner Freundin und Wohlthäterin. Ich bewahrte es lange, bewahren Sie es eben so lange zur Ehre meines Andenkens und des ihrigen.

Als der Graf v. B... einige Einwendungen machte, sagte v. Trenck:

Nehmen Sie es nur, und bedenken Sie, daß es das Vermächtniß eines Sterbenden ist. Mein Kopf wird binnen drei Tagen fallen.

Aber mein lieber Baron, entgegnete der Graf, wir sind von derselben Anklage bedroht, und mein Kopf steht nicht fester als der Ihrige.

Irgend ein Zufall wird Sie retten, ich sage es Ihnen voraus. Aber mein Schicksal steht fest, ich werde sterben.

Diese Prophezeiung ging sehr bald in Erfüllung. v. Trencks Kopf fiel.

Der Graf v. B... aber wurde nach drei Monaten wieder in Freiheit gesetzt. Er bewahrte das Vermächtniß seines unglücklichen Freundes. Um es der Habsucht der Wächter zu entziehen, befreite er das Bild auf dem Deckel der Dose von seiner goldenen Umfassung und gab ihnen diese preis.

Wir wurden durch diese Erzählung Alle sehr bewegt. Das Gespräch aber wurde dadurch sehr flüssig und wir kamen auf die Revolution zu sprechen. Fast alle Anwesenden gaben ihren Abscheu vor derselben zu erkennen, und unsere liebenswürdige Wirthin that den Ausspruch: sie selbst wolle lieber die niedrigste Sklavin sein, als eine solche Revolution, gelte sie auch ihrer Befreiung, gut heißen.

Die Frauen gewinnen ohne dieses bei allen diesen Revolutionen nichts, sagte ich, sie können nur durch eine friedliche

Emancipation ihre in so vieler Hinsicht beschränkte Lage verbessern. Welche Anstrengungen haben die Frauen in der ersten Revolution nicht gemacht, um ihr Loos zu verbessern; aber sie haben es wahrlich, trotz aller Aufopferung, nur verschlimmert. Die Männer wollen wohl für sich, aber nicht für uns arme Frauen das Uebermaß der Freiheit. Wenn wir für uns nur den kleinsten Theil in Anspruch nehmen, so versetzt man uns mit Chaumette:

Seit wann ist es denn den Frauen gestattet, ihr Geschlecht zu verleugnen und abzuschwören? Seit wann ist es gebräuchlich, daß sie ihre Haushaltung, die Wiege ihrer Kinder verlassen, um auf den öffentlichen Plätzen, auf der Rednerbühne, vor den Schranken des Senats und in den Reihen der Armee die Pflichten zu erfüllen, welche die Natur den Männern zugetheilt hat? Hat sie uns denn etwa Brüste gegeben, um unsere Kinder zu säugen?

Wir können es wirklich nicht dankbar genug anerkennen, fuhr ich fort, daß endlich ein Mann uns Gerechtigkeit angedeihen läßt und sich zu unserm Vertheidiger macht. Sagt nicht Lairtullier: Es wird und muß dereinst die Zeit kommen, wo die Frau die ihr gebührende Stellung in der Gesellschaft einnehmen, ihre verkannten Rechte zur Anerkennung bringen und sich aus der Erniedrigung erheben wird, zu der die Jahrhunderte sie verdammt haben, und welche die Gewalt zu Recht gemacht hat? Freilich bezieht sich dieser edle Mann, um seine Argumente zu unterstützen, auf die Großthaten der Frauen in der ersten französischen Revolution, ich glaube, er hätte dazu viele andere Beispiele wählen können. Die Dame Théroigne hatte sich einen militärischen Grad erkämpft und durch blutige Thaten ausgezeichnet. Sie erschien stets in einem Amazonenkleide mit einem Hute à la Henry IV. An der Seite trug sie

einen mächtigen Säbel, im Gürtel zwei Pistolen, in der Hand eine Reitgerte, die Mademoiselle Fermy kämpfte tapfer an der Seite ihres Vaters, die Marschallin von Guébriand versah einen Gesandtschaftsposten, und zeigte nicht die Madame Roland, daß die Frau zu allen männlichen Beschäftigungen tauglich ist? Theilte sie nicht die Arbeiten ihres Mannes, wie es Pflicht zweier so nahen Freunde ist, wie Mann und Weib? Olympia von Gouges, diese merkwürdige Frau, welche Schriftstellerin war, ohne lesen und schreiben zu können, hatte ganz Recht, wenn sie sagte: das Prinzip jeder Souveränetät hat wesentlich seinen Sitz in der Nation, welche nichts anderes als die Vereinigung des Mannes und der Frau ist.

Nun diesem Satz kann man aber doch in seiner Allgemeinheit nimmermehr beipflichten, wandte unsere Wirthin ein, und was Olympia von Gouges betrifft, so war diese eine so ausschweifende, phantastische Person, daß sie wahrlich nicht günstig für die Frauen-Emancipation spricht. Sie mag in den Clubs allerdings den Männern den Kopf verdreht haben, sie hat ihn aber auch sich selbst verdreht und fällt von einem Extrem in's andere. Einem auswärtigen Fürsten ruft sie zu: „Nun bist Du also besiegt, treuloser Potentat, jammervoller Riesenbekämpfer, elender König des usurpirten Landes! Du weißt vielleicht nicht, wer ich bin, die also spricht. Ich gehöre zu den Wesen, die seit Jahrhunderten unter dem Druck der Männer-Vorurtheile gebeugt sind. Daraus wirst Du erkennen, daß ich ein Weib bin, aber eines von den Weibern, die unseren großen Männern an Muth und Tugend nicht nachstehen. Wenn Du diese Vorzüge besäßest, dann würde ich Dich meinesgleichen nennen können.“ Trotz dieser närrischen Phrasen wollte sie Ludwig XVI., welchen sie ebenfalls auf das Heftigste angegriffen hatte, gemeinschaftlich mit Malesherbes ver-

theidigen. Sie wurde aber selbst vor das Gericht gefordert, weil man sie anklagte, eine Bittschrift colportirt zu haben, die darauf abzielte, den unglücklichen Ludwig wieder auf den Thron zu setzen. Ihre Vertheidigung ist sehr merkwürdig. Sie sei schon ein großer Mann gewesen, sagte sie unter Anderm, als Marat, Robespierre, Danton noch elende Sklaven, verächtliches Gewürm gewesen, das im Staube der Verderbtheit gekrochen.

Am Ende ihrer Rede sprach sie den Entschluß aus, den politischen Schauplatz gänzlich zu verlassen und wieder die Bühne zu betreten und schloß dann mit folgenden Worten: Lebt wohl, Bourdan, Marat und alle möglichen Schmeißfliegen, Ihr verliert eine wachsame Schildwache, deren stolze und freie Seele durch ihre Tugenden die Verderbtheit der Euren aufdeckte, richtet nun Frankreich, wie Ihr wollt, zu Grunde, verschleudert die Finanzen, reizet zum Morde und zur Plünderung, vertheilet nach Gunst und Geld die Stellen, verdränget die Tugenden und Talente durch Frechheit und Unfähigkeit. Und Robespierre rief sie zu: Du glaubst, Du seist ein Cato, Du bist nur ein Zerrbild desselben, Du möchtest Dir einen Namen unter den berühmten Usurpatoren machen, und hältst Dich für den einzigen Urheber der Revolution, Du bist, warst und wirst nur ihre Schande, ihr Abschaum sein. Dein Hauch verpestet die Luft, die wir athmen; Dein blinzelndes Auge verräth die Schändlichkeit Deiner Seele, und an jedem Deiner Haare hängt ein Verbrechen.

Endlich wurde Olympia v. Gouges wegen anderer heftiger Angriffe verhaftet, was damals so viel als dem Tode geweiht hieß. Sie machte alle möglichen Anstrengungen, ihr Leben zu retten, sie schützte sogar vor, daß sie ein Wesen unter ihrem Herzen trage, womit sie aber nur das Gelächter des

Gerichtes erweckte, als sie ausrief: Meine Feinde sollen nicht die Freude erleben, mein Blut fließen zu sehen, ich bin schwanger und werde der Republik einen Bürger oder eine Bürgerin schenken.

Sie ward zum Tode abgeführt und ihre letzten Worte auf dem Schaffot sollen gewesen sein:

Verhängnißvolles Streben nach Ruhm! Ich habe etwas sein wollen.

Diese Olympia war gewiß eine der merkwürdigsten Frauen, sie besaß Muth und Geist, sie war eben eine emancipirte oder emancipationslustige Frau, und charakterisirte sich selbst, aber auch alle im gleichen Streben befangenen Frauen sehr gut mit den Worten:

Ich bin ein Thier ohne Gleichen, weder Frau noch Mann, ich habe den Muth des Einen und zuweilen die Schwächen der Andern.

Das ist es eben, fuhr Frau v. A... fort, die sogenannte Emancipation würde die Frau zu nichts als einem Zwittergeschöpf machen.

Sie müssen mir aber doch zugeben, entgegnete ich, daß wir Frauen bei allen wichtigen Begebenheiten eine bedeutende Rolle spielen, also gerade dann, wenn wir, wie die Männer, an die Oeffentlichkeit treten. Und ist diese Rolle jemals eine usurpirte? — Sie macht sich ganz natürlich durch den Einfluß unserer geistigen Fähigkeiten in gefahrvollen Zeiten, und schon Mirabeau soll gesagt haben, daß keine Insurrection möglich sei, wenn die Frauen sich nicht mit der Sache befaßten.

Es wurde nun über diesen Gegenstand sehr viel hin und her gestritten. Die Herren mischten sich, nachdem sie uns lange stillschweigend zugehört, ebenfalls in's Gespräch, ich vertheidigte meine Ansichten, wie es in meinem Charakter liegt, offen und

rücksichtslos. Uebrigens setzte mich die allseitige Bildung der anwesenden Damen, und namentlich unserer liebenswürdigen Wirthin, wahrhaft in Erstaunen, und mir mit dem Finger drohend, sagte sie scherzhaft:

Nehmen Sie sich in Acht, meine Liebe, denn Sie gehören zu einem sehr revolutionären Völkchen, welches allerdings uns Frauen in einen sehr übeln Ruf bringt. Die weiblichen Schriftstellerinnen, Schauspielerinnen, Tänzerinnen und Sängerinnen haben sich von jeher alle Mühe gegeben, die Hosen anzuziehen. Aber hat die Welt nicht genug von der Umsturz- und Zerstörungswuth der Männer zu leiden, daß wir Frauen auch noch anfangen müssen? — Unsere Aufgabe ist und bleibt allein die, zu conserviren.

Nach dieser Bemerkung, auf die ich indessen die Antwort nicht schuldig blieb, theilte uns die Frau v. A... noch einige sehr interessante Portraits berühmter Frauen aus der Revolutionszeit mit.

Unter die Personen unseres Geschlechts, sagte sie, welche die revolutionären Bewegungen mit hervorriefen und leiteten, gehörte auch die Schauspielerin Rosa Lacombe. Auf dem Kirchhofe des Innocenz gründete sie einen Frauenklub und brachte eine Adresse zu Stande, in welcher für die Heldinnen des 5. und 6. Oktobers besondere Abzeichen begehrt wurden. Es wurde ihr für ihren Anhang ein Platz an den republikanischen Festtagen bewilligt, und sie wohnten denselben mit ihren Männern und Kindern bei. Vor ihnen her wurde eine Fahne getragen. Am 10. August erklärte sie, daß man endlich mit dem Königthum ein Ende machen müsse, und mit einem Säbel und einer Flinte bewaffnet trat sie an die Seite des Generals Westermann. Sie war beim Sturme der Tuilerien an den gefährlichsten Stellen und wurde auch verwundet. Die Mar-

feiller dekretirten ihr eine Bürgerkrone, welche sie in der gesetzgebenden Versammlung niederlegte. Während der blutigen Septembertage, bei den schrecklichsten Niedermetzelungen war sie überall die Erste mit. An der Spitze einer Frauen-Deputation forderte sie vom Convent die Absetzung der Adeligen, welche ein Amt bekleideten; aber gegen die Beschuldignngen, die ein Anhänger Marat's, nach dessen Ermordung durch Charlotte Corday, über das ganze weibliche Geschlecht ausschüttete, nahm sie dieses muthig in Schutz. Gesetzgeber, schrieb sie, man hat Euer Vertrauen irre geführt. Verläumder, welche uns keines Fehlers zeihen konnten, haben uns mit einer Katharina von Medicis, mit einer Elisabeth von England, mit einer Charlotte Corday in eine Reihe gestellt. Ganz gewiß hat die Natur ein Ungeheuer hervorgebracht, das uns um einen Mann des Volkes ärmer gemacht hat, aber sind wir für ihr Verbrechen verantwortlich? Gehörte Charlotte Corday zu unserem Geschlecht? Wahrlich, wir sind großmüthiger, als die Männer. Unser Geschlecht hat nur Ein Ungeheuer erzeugt, während wir seit vier Jahren verrathen und gemordet werden von den zahllosen Ungeheuern, welche Euer Geschlecht hervorgebracht hat. Wir haben die Rechte des Volkes, und wenn man uns unterdrückt, werden wir dem Widerstande Widerstand entgegensetzen.

Diese Reden wurden nicht allzu gut aufgenommen, und als sie sich später für einige Gefangene und besonders für den Exadeligen Ney, den sie liebte, sehr interessirte und seine Freilassung zu bewirken suchte, gab dieses einen Grund, sie in einen schlimmen Prozeß zu verwickeln. Rosa Lacombe erschien in einer rothen Mütze auf der Tribüne und suchte sich zu vertheidigen, die Versammlung gerieth in Aufruhr, der Präsident

forderte den Sicherheitsausschuß auf, alle verdächtigen, revolutionären Weiber einzuziehen.

Als eine Zeitung die Verhaftung Rosa Lacombe's meldete, die indessen noch nicht bewerkstelligt war, schrieb sie: Ich werde Ihnen zeigen, daß meine Arme noch eben so frei sind, wie mein Körper, denn sie werden sich ein Vergnügen daraus machen, Ihnen eine Tracht Schläge zu reichen, wenn Sie nicht in der nächsten Nummer Ihres Blattes einen Widerruf ergehen lassen. Ich pflege in solchen Dingen Wort zu halten.

Nach der Hinrichtung ihres Geliebten wurde ihre Opposition noch viel heftiger. Sie erregte Aufstände im Palais-Royal und auf dem Kirchhofe der Invaliden. Sie veranlaßte die Frauen ihres Anhanges rothe Beinkleider anzuziehen, und alle Frauen, welche keine solche trugen, wurden insultirt. Der Convent hielt es aber für nothwendig, der Herrschaft dieser tollen Frau ein Ziel zu setzen. Man sagte, daß die Frauengesellschaften, durch die Zügellosigkeit ihrer Leidenschaften, dem Staate gefährlich seien, und trug darauf an, daß diese verboten werden sollten. Der von der Olympia v. Gouges 1791 gestiftete und von der Rosa Lacombe fortgesetzte Frauenklub wurde Ende 1793 aufgelöst. Rosa Lacombe trat von der politischen Bühne ab, und man wußte so lange nicht, was aus ihr geworden, bis einer ihrer Bekannten in einen Laden trat, um eine Kerze zu kaufen, und in der Verkäuferin die Präsidentin des revolutionären Frauenclubs erkannte.

Diese Mittheilungen der Frau v. A... boten uns so vielen neuen Stoff zur Unterhaltung, daß wir ganz und gar die Zeit vergaßen, bis wir uns endlich daran erinnerten, daß Mitternacht vorüber war, und wir aufbrachen.

Einer der anwesenden Herren, ein junger Beamter, begleitete mich.

Er spielte in der Gesellschaft den Galanten, das war in der Ordnung, die Galanterie ist die Pflicht der Männer, die uns wenigstens zuweilen vergessen macht, daß man für uns mehr schöne Worte, als gerechte hat, aber unterwegs wollte der junge Mann statt des Galanten den Verliebten spielen. Er wußte die Sache ungemein geschickt einzufädeln, und ehe ich mich dessen versah, waren wir inmitten dieses unerschöpflichen Thema's, bei welchem die Klugen und die Narren, die Alten und die Jungen das Wort, freilich Jeder nach seiner Art, gleich gut zu führen wissen.

Indessen spielte der junge Mann doch in Bezug auf mich eine ganz falsche Note, und obgleich er mir an der Schwelle meiner Wohnung betheuerte, daß er, ohne ein liebendes Wort zum Abschiede von mir gehört zu haben, eine sehr kummervolle und unruhige Nacht durchwachen würde, so konnte ich ihm doch keinen andern Trost mitgeben, als den — diese unruhige Nacht dazu zu benutzen, sich über seine Thorheit Vorwürfe zu machen, und an die Wahl besserer Grundsätze zu denken. Auf diese Weise würde ihm die Nacht, wenn auch nicht sehr angenehm, doch sehr nützlich verstreichen.

Der junge Mann nahm diese Nützlichkeitslehre aber mit einer sehr sauren Miene auf, und versetzte, daß er die angenehmen Nächte den nützlichen bei Weitem vorzöge. Es wäre genug, wenn man den Tag zum Nutzen seiner eigenen Person und seiner Nebenmenschen verwendete, in der Nacht müßte man sich nicht quälen, es sei denn eine süße Qual.

Da mir seine Argumente zu langweilig wurden, und ich auch müde war, so blieb mir nichts anderes übrig, als ihm die Thüre vor der Nase zuzuschlagen, und der junge Mann verabschiedete sich dann mit einem tiefen Seufzer.

Armer, bedauernswürdiger Mensch!

Hundertfünfzehntes Kapitel.

Im Schilderhause.

Tragi-komisches Ereigniß in Potsdam. — Die Cigarre. — Die Schildwache. — Meine Gefangenschaft. — Der Prinz August.

Ich hatte in Berlin vier Vorstellungen gegeben und es trieb mich wieder fort. Ich hatte den Herbst nun vor mir, und wollte ihn benutzen, mich noch ein wenig in Deutschland umzusehen, ich ahnte es damals nicht, daß ich in diesem Lande noch eine Rolle spielen würde, die mir so viele Feinde, und neben großen Ehren auch großen Kummer bereiten sollte. Ich hatte mich in Berlin selbst genugsam umgesehen, die Umgegend der Stadt bietet eben nicht viel Besonderes dar, nur die Stadt Potsdam, welche bloß vier Meilen von Berlin entfernt ist, hat einen unendlichen Reiz. Als ich am Hofe meine Vorstellung gab, blieb mir nicht Zeit, mich daselbst umzusehen, und so machte ich mit einem Herrn, dessen Bekanntschaft ich jüngst gemacht, und mit dem ich nach Leipzig, Dresden und Wien zu reisen gedachte, die kleine Reise nach dieser schönen Stadt, welche der Lieblingsaufenthalt Friedrichs des Großen, den ich lieber „den Weisen" nennen möchte, gewesen ist. Auch der jetzige Hof verweilt sehr gern daselbst, wo sich so viele an-

genehme Erinnerungen ...

... Wir sahen, was daselbst Merkwürdiges zu sehen war, und es ist dessen nicht wenig für eine so kleine Stadt vorhanden, aber leider störte ein sehr unangenehmer Vorfall unser Vergnügen, der an sich zwar komisch genug war, uns aber doch einen kleinen Strich durch die Rechnung machte.

Ich habe schon erwähnt, daß ich gern Cigaretten rauchte, und da ich kurz zuvor eine Kiste sehr angenehm schmeckender zum Geschenk erhalten hatte, nahm ich einen kleinen Vorrath mit nach Potsdam hinüber, denn es ergeht sich sehr angenehm im Freien, mit einer wohlschmeckenden Cigarre im Munde. Mag man dies immerhin eine männliche Leidenschaft nennen, ich halte sie für die durchaus schuldloseste, nur würde ich gern sehen, daß alle Welt nur eine gute Havanna rauchte, denn der Dampf einer übelriechenden Cigarre ist in der That mehr als unangenehm, und nichts ist mir fataler, als die Einathmung und der Geruch so schmutziger Dünste.

Unsere Cigarre im Munde, durchschritten wir auch den Königlichen Lustgarten, aber kaum waren wir einige Schritte vorwärts gegangen, so kam die Schildwache auf uns zu, und bat uns nicht eben allzu höflich, ihm zu folgen.

Wohin? fragte ich ganz erstaunt.

Nach dem kleinen Häuschen dort, sagte der Kriegsmann sehr ruhig.

Nach dem kleinen Hause? Wo denn? Ich sehe keins.

Nun, Sie werden es sehen, kommen Sie nur mit.

Sie werden uns sagen, weshalb?

Weil Sie hier rauchen, das ist strenge untersagt.

Und deshalb müssen wir mitgehen?

Allerdings, Sie müssen zwei Thaler Strafe bezahlen.

Nun, wir werden unsere Cigarren wegwerfen. Wir sind Beide Fremde und kennen die preußischen Gesetze nicht.

Das glaube ich Ihnen gern, aber ich muß meiner Ordre folgen und Sie arretiren.

Uns arretiren? Das ist gar köstlich. Weil wir geraucht haben?

Es ist nicht meine Schuld, ich habe so Ordre.

Nun, wenn es nicht anders ist, so werden wir die Strafe bezahlen, aber mit Ihm gehen wir nicht.

Ja, aber Sie müssen. Ich darf kein Geld annehmen, das ist nicht meine Sache. Das müssen Sie mit den anderen Herren in der Wache abmachen.

Nein, sagte ich, wir folgen nicht. Es ist ja eine Narrheit sondergleichen, sich wie Kinder behandeln zu lassen. Es kann ja kein Mensch rathen, daß das Cigarrenrauchen ein Verbrechen ist.

Ich muß Sie sehr bitten, mir keinen Widerstand zu leisten. — Ich darf Sie nicht loslassen, und wenn Sie mir nicht folgen, so muß ich schießen.

Schießen? — Ich lachte hell auf.

Aber der Herr Cerberus wurde grimmig wie ein ächter Eisenfresser und machte wahrhaftig Miene, seinen Worten Nachdruck zu geben. Ich wollte mit der bewaffneten Polizei nicht gern wieder in Conflict kommen, denn der, welchen ich mit einem Berliner Gensd'arm hatte, war mir noch im Gedächtniß. Man wird mit diesen groben Deutschen, die nicht ein Haar von ihrer Ordre weichen wollen, doch nicht im Guten fertig, und mein Begleiter führte mich am Arm dahin, wohin unser Herr, der Soldat, es befahl.

Es mußte komisch genug ausgesehen haben. Der Soldat, welcher vielleicht einiges Mißtrauen gegen uns haben

mochte, befürchtete wohl, daß wir die Flucht ergreifen wollten und folgte uns sehr achtsam, sein Gewehr zum Angriffe bereit haltend.

Aber, was das Sonderbarste war, wir sahen noch keine Spur von dem Hause, wohin er uns führen wollte.

Plötzlich blieb er stehen und sagte uns, daß wir hier hineintreten müßten.

Wir sperrten unsere Augen, so weit es gehen wollte, auf, und sahen — einen Taubenschlag, wirklich einen Taubenschlag, wenigstens so etwas Aehnliches, es war nämlich ein Schilderhaus, welches gerade für einen Mann Platz hatte.

Ich war über diese Art der Behandlung empört, der Zorn stieg mir zu Kopfe, und ich hatte nicht übel Lust — meine Hand war schon gehoben, ich wollte es auf's Aeußerste ankommen lassen. Aber mein Begleiter lachte so seelenvergnügt, als winke ihm mit dem Taubenschlag das Elysium entgegen, er ergriff mich mit beiden Händen und zog mich gewaltsam in den Käfig.

Lassen Sie mich doch, Sie erdrücken mich, rief ich.

Aber, mein Gott, wie können Sie nun noch aus Ihrem Gleichmuth kommen, versetzte er. Sie sehen ja ein, daß die Schildwache hier nur ihre Schuldigkeit thut, und daß sie den Befehlen ihrer Vorgesetzten stricte gehorchen muß.

Aber was soll denn hier aus uns werden? fragte ich.

Sie dürfen nur bis ich abgelöst werde hier bleiben, sagte die Schildwache, dann werden Sie zur Wache geführt und dort wird sich das Weitere finden.

Bis Sie abgelöst werden?

Ja, noch eine Stunde.

Noch eine Stunde?

Je mehr ich mich erzürnte, je mehr lachte mein Beglei-

ter, was meinen Zorn noch mehr anfachte, und er hatte noch die Malice der Schildwache zuzurufen:

Helfen Sie mir nur die kleine Rebellin mit einsperren, sonst macht sie dummes Zeug.

Ich mußte mich nun wohl fügen, da mein Freund selbst an mir zum Verräther wurde. Er zog mich in sein Schneckenhaus, und der Abscheuliche wollte sich die Gelegenheit, welche uns so zusammen zwängte, zu Nutze machen, und dadurch Raum gewinnen, daß er aus uns Beiden wo möglich Eine Person zu machen suchte. Das war mir doch ein wenig zu toll, und da ich einsah, daß ich mich in mein Geschick ergeben müsse, so warf ich meinen Begleiter zum Hause hinaus und erklärte der Schildwache kurz und gut, wenn er den Herrn nicht bei sich halten und strenge bewachen würde, so würde ich unbedingt weiter gehen.

Diese Erklärung wirkte. Lächelnd ging mein Begleiter aus dem Taubenschlage und stellte sich selbst als Wache davor. Wir knüpften nun ein recht artiges, interessantes Gespräch mit einander an, und die Zeit verstrich uns schneller als wir geglaubt. Wir brauchten indessen nicht mehr lange zu harren, denn glücklicher Weise kam der alte Prinz August aus dem Schlosse an uns vorüber. Ich redete ihn an, und er konnte sich des Lachens nicht enthalten, als er mich in meiner miserablen Lage sah. Natürlich wurde ich alsobald befreit, da der Prinz alle Folgen über sich nahm.

Wenn ich Herr wäre, sagte er lächelnd, würde ich Ihnen augenblicklich Ihre Cigarre wieder anzuzünden erlauben. Es thut mir leid, daß Ihnen hier das Vergnügen untersagt ist, dem ich hier ebensowohl entsagen müßte, aber ich will Ihnen einen Rath geben, setzte er hinzu, machen Sie es wie ich, nehmen Sie eine Prise, das überhebt Sie aller Unannehmlichkei-

ten. Sehen Sie, darum wird mich der da, er zeigte auf die Schildwache, die uns, so lange sie konnte, nachsah, nicht in sein schmales Häuschen einsperren.

Und wenn Ew. Königl. Hoheit eine Cigarre zu rauchen belieben, wird es eben so wenig geschehen, versetzte ich.

Nun, ich bin gar nicht sicher davor, sagte der Prinz, ich möchte es nicht darauf ankommen lassen, und es geschieht mir sehr recht, denn die Befehle, die für das Publikum gelten, müssen auch von uns befolgt werden. Na, Sie konnten es allerdings nicht wissen, da sollte am Eingange eine große Warnungstafel stehen. Aber wenn sie auch dort stände — nicht wahr, Sie hätten sich doch mit dieser Lectüre nicht beschäftigt?

Allerdings wohl nicht, versetzte ich, wenn man im Begriffe steht, in ein solches Paradies einzudringen, haßt man jeden Aufenthalt.

Ja, ja, ich weiß, bis dann der Engel dort mit dem feurigen Schwerte kommt.

Nun, ich muß gestehen, entgegnete ich, auf meinen Begleiter zeigend, wenn dieser schlimme Adam hier nicht gewesen wäre, so hätte ich des Engels mit dem feurigen Schwerte wenig geachtet.

Ei, da möchte es mir fast leid thun, daß Sie nicht unsere Eltermutter Eva gewesen sind, Sie hätten dann vielleicht das Paradies behauptet, und wir säßen noch Alle drinnen.

Ohne Zweifel, sagte ich, denn ich würde überhaupt den Adam gar nicht verführt haben.

Was das anbetrifft, sagte der Prinz lachend, bin ich nicht gläubig genug, und am Ende wäre es sich auch gleich geblieben, ob Sie den Adam oder der Adam Sie verführt hätte.

Wir spannen diese lustige Unterhaltung noch ein Weilchen fort, ich fand den Prinzen sehr liebenswürdig, und wir trenn-

ten uns dann, nachdem sich Se. Königl. Hoheit noch besonders erkundigte, wie es mir in Berlin gefiele.

Ich sagte ihm ganz aufrichtig meine Meinung, die er mit Interesse anzuhören schien.

Ja, Berlin ist schön, versetzte er dann, aber ich möchte wohl noch ein Jahrhundert leben; denn ich glaube, Berlin ist erst im Anfange seiner großstädtischen Entwickelung. Nun, unsere Nachkommen müssen auch etwas sehen.

Der Prinz August schien mir damals schon über 70 Jahre alt zu sein, aber er war trotz seines vorgerückten Alters noch rüstig und namentlich sehr heiter und liebenswürdig, und gegen Damen recht chevaleresque in seinem Benehmen. Ich hatte ihm noch ein Paar sehr angenehme Stunden in Potsdam zu danken, und verließ erst am Abende diese kleine und doch so glanzvolle Sommer-Residenz des Königs von Preußen.

Nun war es Zeit, daß ich mich zur Abreise rüstete. Meine Freunde bestürmten mich unaufhörlich mit den Bitten, länger in Berlin zu weilen, ja einige erklärten mir geradezu, daß sie mich nicht fortlassen wollten, das half aber Alles nichts, es drängte mich weiter. Nun entschlossen sich die Herren, mir ein Abschiedsfest zu geben, welches sie im Hotel de Rome veranstalten wollten. Es war mir aber das Fest im Hotel du Nord noch frisch im Gedächtniß, und ich lehnte es ab; man quälte mich aber so gewaltig, daß ich endlich dennoch meine Einwilligung gab, aber unter sehr veränderten Umständen.

Meine Freunde, so wurde nämlich verabredet, sollten mir bis Köthen das Geleit geben, dort wollten wir im Gasthofe eine recht vergnügte Stunde zubringen, und ich wollte dann bis zum andern Morgen in diesem Städtchen verbleiben und mit dem Frühzug nach Leipzig fahren.

So führten wir es denn auch aus.

Wir verließen mit Extrapost die Stadt, die mir im Entschwinden noch einmal ihren freundlichen Blick zuwarf. Noch einmal sah ich die kühne Amazone auf der Treppe des Museums, den Speer dem Unthiere zugewandt. Ich dachte der Worte des Volkes — es ist eine emancipirte Frau, welche gegen das entsetzlichste Raubthier der Welt, den Mann, ankämpft. In aller Heiterkeit, welche mich umgab, durchzuckten mich die traurigsten Gedanken. Denn glich ich nicht selbst dieser Amazone, welche in einem ewigen Kampfe gegen das Männergeschlecht begriffen war? Welche, noch ein Kind, diesen Kampf begann und ihn unaufhörlich, halb Siegerin, halb überwunden, fortgesetzt hat? — Noch einmal erblickte ich das königliche, majestätische Schloß, aus dem heraus sich das Königreich Preußen aufgebaut hat, wo ein Friedrich der Große als Besieger der halben Welt und ein Napoleon als der Herr seiner Nachkommen geschaltet; noch einmal sah ich das bescheidene Haus Friedrich Wilhelms III., der erst Besiegter, dann Besieger des gewaltigen Napoleons wurde. Ich warf meine Blicke noch einmal auf das stattliche Zeughaus, welches fast den Glanzpunkt der ganzen Residenz bildet. Ich sah die königliche Bibliothek, die Trophäen des Friedens, der Wissenschaft, gegenüber den Trophäen des Krieges; ich sah das rege Leben auf der verwüsteten Stätte des niedergebrannten Opernhauses, und gedachte des Menschlichen, Vergänglichen und des Ewigen, Göttlichen; ich sah die Linden, mit einem Worte, mein Abschiedsblick traf noch einmal das mir mit Blitzesschnelle entschwindende Berlin der Neuzeit, welches seiner Bestimmung, das moderne Athen zu werden, von Tag zu Tag mehr entgegen reift.

Bald war dieses gedankenerregende Bild des schönen, hier concentrirten Berlins meinen Blicken gänzlich entschwunden.

Wir fuhren durch das schöne Potsdamer Thor, um noch einmal Potsdam zu begrüßen. Wir waren bis Köthen hin recht ausgelassen, denn es war heiteres Wetter, meine Begleiter recht an- und aufgeregt, aber bald nach unserer Ankunft in Köthen machte diese Heiterkeit einer etwas unleidlichen Verstimmung Platz. Die Herren waren nämlich an die Bank getreten und hatten bedeutend verloren. Nur Einer von ihnen, nämlich mein Unglücksgefährte im Schilderhause zu Potsdam, fehlte aber noch. Er hatte schon bedeutend verloren, als die Andern die Spielhölle verließen, und schien nun sein letztes Goldstück auf den grünen Tisch werfen zu wollen. Als wir schon bei Tische saßen und die armen Teufel, deren Taschen ein wenig erleichtert worden waren, im Champagner ihren Aerger zu ersticken suchten, kam endlich mein guter Freund mit einem sehr vergnügten Gesichte an. Er hatte den Hut auf eine etwas auffallende Weise in der Hand. Er schien sehr schwer zu sein.

Rathen Sie, was in diesem Hute ist? fragte er nun lächelnd die Gesellschaft.

Haben Sie Krebse gefischt? rief einer der Herren.

Wahrhaftig, das ist gut gerathen! versetzte er, ich habe in der That, meine Herren, Ihre Krebse aufgefischt.

Unsere Krebse?

Ja, sehen Sie nur, ich habe sie alle wieder eingefangen.

Mit diesen Worten stülpte er seinen Hut auf dem Tische um, und die blanken Münzen lagen, ein recht ansehnliches Häuflein, vor den neidischen und erstaunten Blicken der andern Herren goldlächelnd da.

Wie, haben Sie die Bank gesprengt? fragten die Herren allesammt.

Ich habe sie gesprengt, versetzte der Glückliche, und Sie, meine Herren, auf eine Weise gerächt, wie es einem wahren

Freunde zukömmt. Ich habe den Elenden Ihr verlorenes Geld wieder abgenommen. Ich gratulire Ihnen zu dieser Revange.

Nach solchen Worten hätte man fast glauben sollen, daß der gute Mann eine unerhörte Großmuth auszuüben und den Herren ihren Verlust zu ersetzen im Sinne hatte — aber er ließ sich vom Kellner wohlbedächtig einen Beutel reichen, schüttete sein Geld hinein, packte es in seinen Reisekoffer, und setzte sich nun so ruhig an den Tisch, als wäre nichts vorgefallen.

Indeß ließ er doch ein Paar Dutzend Flaschen Champagner auftragen und bezahlte die ganze Zeche, was gewiß anständig genug und auch Alles war, worauf die Herren Ansprüche machten und machen konnten.

Den besten Vortheil hatte ich von dem Glücke meines Begleiters, denn er sagte mir ein über das andere Mal, daß ich Schuld an seinem Glücke sei, und daß er es mir lohnen würde.

Worin dieser Lohn bestehen sollte? fragte ich etwas mißtrauisch.

Ich werde gegen Sie auf unserer fernern Reise so liebenswürdig sein, versetzte er, so liebenswürdig wie ein junger Gott, und mich nicht eher meiner Verpflichtung gegen Sie für ledig halten, bis der letzte Friedrichsd'or wieder davongelaufen sein wird.

Das sind schöne Aussichten, mein Herr, sagte ich. Ich halte die Liebenswürdigkeit für unangenehm, welche einen so flüchtigen Charakter hat.

Seien Sie unbesorgt, versetzte er, wenn mein Geld fort ist — dann gehe auch ich.

Das war doch wenigstens ein Trost!

Es waren ein Paar heitere Stunden, die wir da in Köthen verlebten. Die Wirkung des Champagners war überraschend — die Herren vergaßen ihr Geld und erinnerten sich dafür an Dinge, die sehr spaßhaft waren. Sie mußten mich in ihrer Erregtheit für einen Geistlichen halten, denn sie begannen so wacker zu beichten, daß meine zwei Ohren vollauf beschäftigt waren, und dennoch hätte ich noch ein Paar Gehülfen anstellen können.

Wenn die Männer einmal offenherzig werden, dann gleichen ihre sonst so hartnäckig verschlossenen Herzen einem geöffneten Ventil, der Dampf strömt siedend heiß heraus, und wir Frauen erfahren dann ohne Mühe, was uns zu verschweigen und zu verbergen die Männer zur Aufgabe ihres Lebens machen.

Der Wein ist der Frauen bester Freund, das behaupte ich, wenn sie ihn nämlich nicht selbst trinken, sondern den Männern allein überlassen. Geht dann das in vino est veritas in Erfüllung, dann mögen die Frauen hübsch die Ohren spitzen, und sie werden nie ohne Belehrung die unbewußte Beichte hören.

So trennten wir uns denn endlich sehr spät am Abend recht froh und guter Dinge; am andern Morgen fuhr die Gesellschaft nach Berlin zurück, und ich mit meinem Begleiter nach Leipzig.

Grüßen Sie mir Ihr schönes Berlin, rief ich den Herren zu, ich werde nie die vielen glücklichen Stunden vergessen, welche ich daselbst genossen, ich werde es niemals vergessen, welch einen Schatz von Belehrung ich daselbst eingesammelt. Ja, in der That, Ihre schöne Residenz war für mich eine sehr bedeutungsvolle Lebensstation.